ISSN 0259-7446
€ 4,40

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

Thema: „Medien der Gegenwart“

Mediale Aufhebungen

Die Bibliothek als „Gegenwartsphänomen“

Von der Leichtigkeit des Recherchierens

Goodbye Norma Jean

Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien

Prof. Karl Sierek im Gespräch

„Barfußjournalismus“ als Widerstand gegen die Taliban

4/2002

Jahrgang 17

Facultas und Kolisch im NIG

Fachbuchhandlung für Human-, Sozialwissenschaften

- **alle Bücher**
- **alle Skripten**
- **Facultas Copycards**
- **Bürobedarf**

Facultas und Kolisch im NIG

Neues Institutsgebäude der Universität Wien

Universitätsstraße 7, 1010 Wien, Tel. 406 32 21, www.facultas.at

Öffnungszeiten: Mo bis Fr 9–18 Uhr, Sa 9–12.30 Uhr

medien & zeit

Inhalt

Vorwort 4
Gerhard Hajicsek, Wolfgang Monschein

Mediale Aufhebungen
Ein Essay zur Transformation der kulturellen Speicher 6
Frank Hartmann

Die Bibliothek als „Gegenwartsphänomen" 16
Bettina Kann

Von der Leichtigkeit des Recherchierens
Einige kritische Anmerkungen zum wissenschaftlichen Arbeiten im Internet 24
Peter Malina

Goodbye Norma Jean
Kino. Gegenwart. Absolut. 36
Matthias Michel

Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien 46
Irene Neverla

„Auseinandersetzung mit Bildern und Tönen ist ein Vorgang der Ineinssetzung, der Lektüre"
Überlegungen von Prof. Karl Sierek in einem Gespräch mit Gerhard Hajicsek und Wolfgang Monschein 53

„Barfußjournalismus" als Widerstand gegen die Taliban 57
Cheryl Benard, Edit Schlaffer

Korrespondentenbrief, Erratum 60

Rezensionen 61

Impressum

Medieninhaber. Herausgeber und Verleger:
Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)", A-1180 Wien, Postfach 442
http://muz.pub.univie.ac.at
WAP: http://muz.pub.univie.ac.at/wap/

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)"

Vorstand des AHK:
Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann), Mag. Bettina Brixa (Obmann-Stv.), Mag. Peter H. Karall (Obmann-Stv.), Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer), Mag. Silvia Nadjivan (Geschäftsführer-Stv.), Claudia Spitznagel (Schriftführerin). Katrin Auberger (Schriftführerin-Stv.) Mag. Wolfgang Monschein (Kassier), Bernd Beutl, Eszter Bokor, Mag. Edith Dörfler, Dr. Norbert P. Feldinger, Gerhard Hajicsek, Dr. Fritz Hausjell, Mag. Wolfgang Pensold, Mag. Bernd Semrad, Dr. Thomas Steinmaurer, Mag. Ruth Stifter-Trummer, Mag. Dr. Herwig Walitsch

Redaktion:
Bettina Brixa, Gerhard Hajicsek, Peter H. Karall, Wolfgang Monschein

Korrespondenten:
Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho), Dr. Robert Knight (London), Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig), Dr. Edmund Schulz (Leipzig), Prof. emer. Dr. Robert Schwarz (S. Palm Beach, Florida)

Druck:
Buch- und Offsetdruckerei Fischer, 1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:
Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:
Einzelheft (exkl. Versand): € 4,40
Doppelheft (exkl. Versand): € 8,80

Jahresabonnement:
Österreich (inkl. Versand): € 16,—
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:
Österreich (inkl. Versand): € 11,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 17,40

Bestellung an:
Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

medien & zeit – Zeit und Medien: Zwei untrennbar miteinander verflochtene Faktoren und bestimmende Größen im gesellschaftlichen wie im individuellen Leben.
Gegenwart: Nicht nur die Bezeichnung der aktuellen historischen Phase, sondern auch ein Moment der Wahrnehmung.
„Medien der Gegenwart" sind heute nicht mehr alleine in ihrer rezenten Entstehung und verstärkten Nutzung, sondern auch in ihrer flüchtigen Gegenwärtigkeit zu verstehen. Präsenz und Absenz – Aktualität und Potenzialität werden zusehends zu ununterscheidbaren und unbestimmbaren Größen in den raum/zeitlichen Lebensstrukturen des Individums.

Mit dem Beginn des so genannten „Informationszeitalters" haben sich nicht nur die Kommunikations- und Informationsstrukturen verändert. Auch die Zeit als scheinbar feste und grundlegende soziale und „biologische" Konstante im menschlichen Dasein wurde relativiert. Diese Veränderungen sind aber nicht nur in den alltäglichen Lebensabläufen feststellbar; sie werden besonders an den Orten sichtbar und wirksam, an denen sie ihren Ausgang genommen haben, nämlich in den neuen Medien/Vermittlungsformen und ihren Funktionen als Instanzen der Informationsverbreitung und -speicherung. So haben das Fernsehen, das Internet und die „Neuen Medien" zwar zur Vervielfachung der für eine breite Öffentlichkeit leicht zugänglichen Informationen geführt, gleichzeitig ist aber deren Wert und Inhalt immer häufiger durchaus ernst zu nehmender Kritik ausgesetzt.
Die Beiträge dieses Schwerpunktheftes spannen einen weiten Bogen über dieses oftmals immer noch zu wenig beachtete Forschungsfeld:

Zum Einstieg in die Thematik weist Frank Hartmann in seinem Beitrag „Mediale Aufhebung. Ein Essay zur Transformation der kulturellen Speicher" darauf hin, dass neue mediale Technologien nicht nur dem Erinnern dienen; sie führen auch zu einem spezifischen Vergessen. Dass hierdurch auch neuer Raum und Kreativität entstehen könnten, sind bedeutende Aspekte dieser Medien der Gegenwart.

Bettina Kann setzt sich als Bibliothekarin mit den Herausforderungen auseinander, die die neuen Medien und die elektronischen Informationszugänge für Bibliotheken mit sich bringen. In ihrem Artikel „Die Bibliothek als ‚Gegenwartsphänomen'" thematisiert sie neben dem sich verändernden Archivieren und Sammeln auch Probleme, die sich durch das Coyright und andere ökonomische Faktoren ergeben.

Peter Malina beschäftigt sich mit spezifischen Schwierigkeiten, die sich durch das Internet als Informationsquelle ergeben. Sein Beitrag „Von der Leichtigkeit des Recherchierens. Einige kritische Anmerkungen zum wissenschaftlichen Arbeiten im Internet" zeigt, dass auf Grund fehlender Qualitätsnormen und der Flüchtigkeit von Informationen bei der wissenschaftlichen Nutzung des Internet umfassende Quellenkritik vonnöten ist.

„Goodbye Norma Jean. Kino. Gegenwart. Absolut." nennt Matthias Michel seinen Essay. Die literarische Qualität lässt darin Zeit in einer philosophischen Dimension zu Tage treten, in der der/die LeserIn selbst als ProtagonistIn in die Auseinandersetzung miteingebunden ist.

Irene Neverla behandelt in ihrem Beitrag „Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien" gegenwärtige Veränderungen der Zeitordnung. Die Medien spiegeln dabei die Emergenz polychroner Zeit in unserer Gesellschaft wider und sind gleichzeitig ihr Motor.

Ein Gespräch mit Karl Sierek, dem Leiter des medienwissenschaftlichen Studiengangs in Jena beleuchtet unter anderem Aspekte des Gedächtnisses und des Vergessens im Bereich der audiovisuellen Medien.

Den Abschluss dieses Heftes bilden ein Essay über die Afghanische Frauenorganisation RAWA mit dem Titel „‚Barfußjournalismus' als Widerstand gegen die Taliban" von Cheryl Benard und Edit Schlaffer – ein Nachtrag aus Heft 1 dieses Jahres – sowie ein Brief des *medien & zeit*-Korrespondenten Hans Bohrmann.

Bettina Brixa
Gerhard Hajicsek
Peter H. Karall
Wolfgang Monschein

Vorwort

Gerhard Hajicsek, Wolfgang Monschein

Ja
Das ist jetzt
Der einzige Zweck

Alles
Um uns herum ist weg
Das wird alles
mitgezerrt

Tocotronic: *This Boy is Tocotronic.* In: *Tocotronic.* Hamburg: L'age d'or 2002

Warum sollten wir uns beim Besuch einer Homepage in die zerstörte Bibliothek von Alexandria versetzt vorkommen? Was ist das Zerstörerische am Internet? Was das Selbstzerstörerische am Fernsehen?

Manche mediale Produkte sind für die Gegenwart geschaffen. Warum? Weil sie immer am Puls der Zeit sind? Weil Aktualität höchste journalistische Maxime ist? Diese Fragen brechen sich bereits am Begriff „Gegenwart".

Gegenwart soll innerhalb dieses Schwerpunktes als der vergängliche und in seiner Dauer schwer definierbare Moment, der die Zukunft von der Vergangenheit trennt, verstanden werden. Allen Medien wohnt die Dialektik von Dynamik und Vergänglichkeit inne. Aufgehoben wird die Dialektik dieser Begriffe im Terminus der flüchtigen Gegenwart.

Eine alltägliche Situation: Sie sitzen abends in Ihrem Wohnzimmer, im Fernsehen werden Nachrichten gesendet, gleichzeitig blättern Sie in der Zeitung. Eine interessante Meldung im Fernsehen veranlasst Sie dazu, Ihre Zeitungslektüre zu unterbrechen. Nachdem Sie gesehen und gehört haben, was Sie interessierte, wenden Sie sich wieder dem Printmedium zu und vertiefen sich wieder in die spannende politische Analyse, die Sie bis zur Unterbrechung beschäftigt hat. Fünf Minuten später blicken Sie wieder auf den Bildschirm und stellen fest, dass der von der Zeitung analysierte Politiker gerade in einem Interview Stellung zur aktuellen Situation nimmt. Leider haben Sie die erste Hälfte des Interviews durch Ihre Lektüre bereits versäumt. Ist es nicht ärgerlich, dass man beim Fernsehen so viel leichter den Faden verliert als beim Lesen einer Zeitung? Und vor allem, dass man keine Chance mehr hat, ihn wiederzufinden?

Flüchtigkeit begründet sich in diesem Beispiel durch Nichtwiederholbarkeit der Rezeption. Manche Medien, wie etwa Buch oder Zeitung, lassen eine wiederholte Rezeption zu, etwa durch Zurückblättern und nochmaliges Lesen von Nichtverstandenem. Andere Medien, wie etwa Fernsehen oder Radio, lassen der rezipierenden Person diese Chance nicht, da die Richtung und das Tempo der Rezeption fix vorgegeben sind; Rückgriffe auf bereits Gesendetes sind ebensowenig möglich wie das Überspringen von nichtrelevanten Inhalten.

Technische Fortschritte im Bereich der audiovisuellen Medien, hier im Speziellen der Videorecorder und das Tonbandgerät (leicht verfügbar und ökonomisch leistbar) bringen nicht mit sich, dass mittlerweile traditionelle Nutzungsformen von Fernsehen und Radio durchbrochen werden. Es kann nicht davon gesprochen werden, dass gerade Nachrichtensendungen aufgezeichnet und zum Zweck des besseren Verständnisses oder der kritischen Aneignung wiederholt abgespielt werden.

Weiters ist das Sichten von Inhalten bei Printmedien prinzipiell leichter als bei sequentiellen Darstellungsformen, da ein schnellerer und umfassender Zugriff auf alle Informationseinheiten möglich ist.

Zurück zum Beispiel: Da Sie das Interview teilweise versäumt haben, suchen Sie im Internet die Homepage der Sendeanstalt, die das Interview ausgestrahlt hat, auf. Sie hoffen, dort Näheres darüber zu erfahren. Nach einigem Vor- und

Zurückspringen auf der Homepage wollen Sie sich die Zusammenfassung des Gesprächs downloaden oder ausdrucken. Sie klicken auf den „Zurück"-Button Ihres Internet-Browsers und stellen zu Ihrem Ärger fest, dass der von Ihnen gewünschte Inhalt bereits von der Homepage genommen wurde – etwa aus rechtlichen Gründen oder solchen der Aktualität.

Im Zusammenhang mit Homepages scheint ein neues Phänomen aufzutreten: Durch die Organisation dieser Medien können sich die gerade rezipierten Inhalte im Moment der Rezeption schon geändert haben oder verschwunden sein, nämlich dadurch, dass der Betreiber der Homepage diese im Moment des Abrufens verändert hat. Der Wissenschaftsbereich ist durch dieses Phänomen vor neue Probleme gestellt: So etwa vor jenes der Zitierbarkeit von Homepages. Der angeführte Inhalt kann schon zum Zeitpunkt der Publikation einer Arbeit nicht mehr in der zitierten Form aufgefunden und die Quelle somit nicht mehr überprüft werden. Auch die Angabe des Fundzeitpunkts eines Inhalts löst dieses Problem nur scheinbar, da es keine Stelle gibt, an der man den Inhalt einer bestimmten Homepage zu einem bestimmten Zeitpunkt abfragen kann. Hier zeigt sich die potentiell mögliche ständige Aktualität und permanente Aktualisierbarkeit von Internet-Medien nicht nur als Chance, sondern auch als Problem. Das Fernsehbild zerstört sich nur 25mal pro Sekunde, um Platz für ein neues Bild zu schaffen, Online-Medien tun dies in potentiell unendlich kleinen Zeiträumen. Damit wohnt diesen Medien ein prinzipielles Moment der Zerstörung inne, der Zerstörung von Erinnerung, aber auch der Zerstörung von Gegenwart zugunsten aktualisierter Gegenwart. Obwohl durch die ständige Aktualisierung und Veränderung der Inhalte eine intersubjektiv gemeinsame Rezeptionsbasis immer gefährdet ist, wird die Grenze, an der sie absolut wegbricht, wohl nicht erreicht werden, da die Homepages, die sich bereits zu Leitmedien entwickelt haben, schon aus ökonomischen Gründen unbegrenzt kleinen Aktualisierungsintervallen entzogen sind.

Schon die Produktion von Audio- und Videostreamsendungen ist zeitlich aufwändig, im Sinne der Multimedialitätsbestrebungen im Internet jedoch notwendig. Allerdings lassen gerade diese sequentiellen Darstellungsformen – wie oben erwähnt – bislang kein Hin- und Herbewegen in den Inhalten sowie kein Durchsuchen derselben zu. Das Versprechen der Interaktivität, das die Onlinemedien von Beginn an gegeben haben, wird auf diese Weise durch die Multimedialisierung, zumindest beim jetzigen Stand der Technik und der ökonomischen Nutzung, gebrochen.

Zuletzt sollte man nicht vergessen, dass Flüchtigkeit weder ein neues noch ein an bestimmte technische Voraussetzungen gebundenes Phänomen ist:

Gerade der Archiv- und der Bibliotheksbereich zeigen, dass Flüchtigkeit, Vergänglichkeit von Informationen nicht a priori technisch bedingt ist. Auslesekriterien dafür, was gesammelt wird und was der Vergessenheit anheimfällt, sind immer auch, um nicht zu sagen: vor allem sozialökonomischer, machtpolitischer Natur. Man bedenke nur, wie lange es in der Geschichtsforschung gedauert hat, eine „Geschichte von unten" zu schreiben.

Mediale Aufhebungen

Ein Essay zur Transformation der kulturellen Speicher

Frank Hartmann

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf; [...]
Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände, Werkzeuge der feinsten Hantierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen.

Johann Gottfried Herder:
Ideen zur Philosophie der Geschichte
der Menschheit (1784)

Es ist ein direkter Effekt neuer Medien, wenn derzeit die Ökonomie des kulturellen Gedächtnisses neu diskutiert wird.[1] Noch nie hat es die mediale Reproduktionstechnik so leicht gemacht, einen intensiven Gebrauch von der Vergangenheit zu machen – was gleichzeitig bedeutet, dass das Monopol der akademischen Historiker auf die Vergangenheit brüchig geworden ist. Immer mehr Dokumente und Klassiker sind online abrufbar, ein immer größerer Teil des kulturellen Erbes steht in digitalisierter Form zur Verfügung. Ritualisierte Formen der Vergangenheitsbewältigung, Öffnung der Archive, juristische Aufarbeitungen, eine Konjunktur der Museen etc. lassen den französischen Historiker Pierre Nora von einer *Gedächtniskonjunktur* und von einer Kultur des *fast zwanghaften Gedenkens* sprechen. Die gesteigerte Verfügbarkeit über die kulturellen Speicher und die Demokratisierung des Zugriffs auf die Inhalte des Wissens durch die neuen medialen Technologien tragen das Ihre dazu bei. Allerdings geht es dabei nicht allein um das *Erinnern*, sondern auch um ein spezifisches *Vergessen*. Der Philosoph Michel Serres konstatiert eine neue *Ökonomie des Vergessens*, wobei er die Art und Weise der Auslagerung in die medialen Speicher und die jüngste Transformation von Datenträgern – kurz die *neuen Medien* – als eine Fortsetzung des Projekts der Menschwerdung interpretiert, die auf eine noch unbestimmte Art befreiend wirken könnte.

Aus der Spannung zwischen diesen beiden Begriffen des Erinnerns und des Vergessens motiviert sich der folgende Beitrag. Speichern dient dem Erinnern, es heißt Daten aufheben und für andere Zeitpunkte verfügbar machen. Dazu werden Markierungen verschiedenster Art gesetzt, immer mit dem Ziel, Zeichen zu schaffen, die zu einem späteren Zeitpunkt, an einem anderen Ort und für andere Menschen lesbar sein sollen: zunächst Bilder, die sich deuten, sodann Texte, die sich lesen lassen. Dazu sind jetzt die neuen Technologien mit neuen Datenträgern und einer neuen Ordnung des Archivs nach der Logik von Datenbanken getreten. Diese Technisierung des Erinnerns bedingt ein individuelles Vergessen, weil mit der medialen Speicherung das Memorieren von Wissen als traditionelle Tugend obsolet und sogar dysfunktional geworden ist. Aber jetzt scheint auch der nächste Schritt vom selben Schicksal ereilt zu werden, denn das traditionelle Gefüge der Druckkultur ist mit den neuen Medien, mit der Vernetzung von Computern, durcheinander geraten. Inwiefern setzen die neuen Technologien das alte kulturtechnische Projekt fort? Welche Rolle spielen sie im Prozess der Menschwerdung, die der Restriktion oder die einer kognitiven Freisetzung?

Kopie und Reproduzierbarkeit

Zunächst eine historische Abschweifung. Der Maler Albrecht Dürer schreibt in einem Brief an Jakob Heller im Jahre 1509 sehr selbstbewusst, dass ein von ihm gemaltes Tafelbild „*500 Jahr sauber und frisch*" bleiben werde – „*dann sie* [die Tafel, Anm. d. Verf.] *ist nit gemacht, als man sonst pflegt zu machen*". Wir können uns von der Wahrheit der Prognose Dürers heute in den Museen vergewissern. Unzweifelhaft in Öl gemalte zeitgenössische Dürerkopien sind heute so vergilbt und gebräunt, dass sie keinen Vergleich mit dem Original mehr aushalten können. Dürer hinge-

[1] Vgl. *Transit – Europäische Revue*, Nr. 22 (Winter 2001/2002): *Das Gedächtnis des Jahrhunderts*, darin vor allem die Beiträge von Pierre Nora und Michel Serres.

gen hatte eine *feine Art* der Malerei entwickelt, die über den unmittelbaren Zeitraum ihrer Rezeption hinaus Gültigkeit beanspruchen durfte; dies aber nicht mit einer intentionalen Aussage, sondern mit der materialen Botschaft der malerischen Technik, mit der Arbeit am Datenträger. Die Experten haben freilich eine Erklärung dafür: Dürer hat eine Technik der Einarbeitung feiner Details mit verdünnter Eitempora entwickelt, statt in vorprogrammierter Zerstörung seines Werks Öl in Öl zu malen. Überdies war ihm das meisterliche „Weißen und schaben", also die Herstellung eines echten Gipsgrundes (der materialen Grundlage des Datenträgers für seine Malerei), ein großes Anliegen und unabdingliche Voraussetzung seiner Arbeit. Gelingt der Grund, hat auch die Malerei Bestand, vor allem wenn man – wie Dürer und alle alten Meister – Farbpigmente selbst anreiben und das Nussöl, in denen sie gebunden wurden, sorgfältigst reinigen ließ. Seine Kopisten hingegen wurden von der Zeit erledigt.

Diese Interpretation[2] des Meisters als Genie, das ein auf ewige Zeiten bestehendes Werk zu liefern beabsichtigt, wird durch die neuere medienhistorische Forschung relativiert. Der Maler Dürer hat ja auch im typografischen Medium gearbeitet und bereits 1528 ein *Lehrbuch der Malerei* publiziert, das bald in italienischer, holländischer, spanischer und portugiesischer Auflage erschienen ist. Der Medienhistoriker Michael Giesecke spricht dem Künstler aufgrund seiner Bemerkungen zum neu aufkommenden Informations- und Kommunikationssystem des Buchdrucks durchaus die neuzeitliche Überzeugung zu, dass der Prozess der Wissenserweiterung niemals abgeschlossen ist und jedes Werk nur soweit Bestand hat, bis ein anderer kommt und es besser macht: Wissensakkumulation statt Wissenskanon – „*So jr all mehrung mit künstlicher pessrung dartzw thüt, so mag mit der tzeit ein fewer daraws geschürt werden, daz durch dy gantz welt lewcht*".[3] Nicht mehr das einzelne Werk (etwa das Tafelbild), sondern ein durch den Druck ermöglichtes kollaboratives Arbeiten auf Grundlage der Reproduzierbarkeit hat die folgenden Jahrhunderte bestimmt. Aus dem kleinen Feuer, das da zunächst geschürt werden sollte, wurde durch den Medienwechsel tatsächlich das Licht der Aufklärung, auch wenn weite Teile der Welt bis heute nicht davon erleuchtet sind.

Interessanterweise stand die Aufklärung, die dreieinhalb Jahrhunderte nach Dürer diskursbeherrschend wurde, vollständig im Zeichen einer bilderfeindlichen, rein typografischen Vernunft – als Zeugnis sei Immanuel Kant angeführt, der in seiner *Critik der Urtheilskraft* von 1790 das alttestamentarische Bilderverbot für die kritische Philosophie aufzufrischen verstand. Der frühneuzeitliche Medienwechsel vom Bild zum Druck, der Fortschritt durch wiederholte Veröffentlichung von neuem Wissen möglich macht, wurde von den Traditionalisten beargwöhnt, da er den *Wissenskanon der Auctoritates* bedroht hat. Dürer und seine Zeitgenossen hingegen, so Giesecke, traten für den Gedanken des Wettbewerbs der Generationen ein, der sich im neuen typographischen Medium bestens entfalten ließ. Erst die Innovation des Drucks erlaubt eine Akkumulation des Wissenskapitals, da die Speicherleistung des typographischen Mediums nicht mehr von einem Original abhängt, dessen auch noch so getreue Wiedergabe immer nur Kopien minderer Qualität hervorbringt. Mit dem Druck gerät die Idee des Originals ins Hintertreffen, und die Wissenskultur organisiert sich fortan nicht über Kopien und Abschriften, sondern über standardisierte identische Kulturelemente.

> Es geht nicht mehr um die Einzigartigkeit eines Werkes, sondern um die Einheitlichkeit eines Bezugsrahmens.

Die Künstlichkeit der mechanischen Reproduktion tritt von nun an in Gegensatz zur handwerklichen Kunst. Es geht nicht mehr um die Einzigartigkeit eines Werkes, sondern um die Einheitlichkeit eines Bezugsrahmens. Mit den Druckwerken konnten sich untereinander identische Informationselemente „*durch dy gantz welt*" verbreiten, was für den Speicher und damit für die Formierung des kulturellen Archivs des Abendlandes drei wesentliche Implikationen hatte:

- Datensicherung. Publizieren sichert kulturelle Beiträge am besten ab; wertvolle Originale wie

[2] Max Doerner: *Malmaterial und seine Verwendung im Bilde*, 1921 (Nachdruck Stuttgart 1994).

[3] Miechael Giesecke: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*. Frankfurt/Main 1998, 435.

Manuskripte oder Bildtafeln sind viel zerstörbarer als vervielfältige und veröffentlichte Schriften.
- Depersonalisierung. Die Verbreitung identischer Druckwerke schafft Bezug zum Wissen ohne persönliche Bindung (Autorität des Meisters), verbindet einander unbekannte Gelehrte und schafft damit die Basis einer grundlegend demokratischen Gelehrtenrepublik.
- Vereinheitlichung. Die gegenüber Handschriften verbesserte Quellenlage bringt einen für alle Gelehrten feststehenden raumzeitlichen Bezugsrahmen, der durch Ausschluss von Kopierfehlern und ein einheitliches Anordnungssystem zum Wissensfortschritt beiträgt.[4]

Mit dem neuen typographischen Medium kam also eine neue Konservierungskraft ins Spiel der kulturellen Reproduktion, freilich mit für die Zeitgenossen nicht immer angenehmen Implikationen. Der Buchdruck beschleunigt nicht unmittelbar die Alphabetisierung, und es dauert buchstäblich Jahrhunderte, bis über die gesetzlich verankerte Schulpflichtigkeit von einer allgemeinen Schreib- und Lesefähigkeit die Rede sein kann. Druck als das neue Medium hat nicht an sich die Qualität eines optimierten Zugangs zum Wissen, das über die Bücher evoziert und verbreitet wird.

Zeit der Enzyklopädien

Es gibt zunächst aber nicht Bücher für alle, sondern mehr Bücher für wenige bereits alphabetisierte Leser. Nicht der Allgemeinheit, sondern dem Einzelnen stehen bald mehr als genug Bücher zur Verfügung, und schon frühzeitig tauchen die Klagen über eine *Informationsflut* auf. Solche Klage wird auch von einem geführt, der es wissen musste: vom deutschen Gelehrten und Bibliothekar Gottfried Wilhelm Leibniz. In seinen 1680 verfassten *Regeln zur Förderung der Wissenschaften* spricht Leibniz von der *„schreckenerregenden Vielzahl von Büchern, die ständig zunimmt [...] Am Ende wird die Unordnung nahezu unüberwindbar sein; die in kurzer Zeit ins Unendliche gewachsene Zahl von Autoren wird sie alle in Gefahr bringen, der Vergessenheit anheimzufallen...“*[5]

Der Einzelne kann nicht mehr alles lesen, die Vorteile des gedruckten Buches als neuem Medium hätten sich also bereits in ihr Gegenteil verkehrt. Es scheint, dass die Klage über eine Informationsflut also nicht erst in der Gegenwart den kulturkritischen Diskurs belebt, sondern zur Kultur der medialen Umbrüche praktisch dazugehört. Skepsis über mediale Innovationen lassen sich zu allen Zeiten finden, seit Sokrates (überliefert durch Platon) in der Antike sich über die kulturtechnische Neuerung der Schrift kritisch ablehnend geäußert hat. Im Anschluss an die Zeit, aus der Leibniz' Klage stammt, lässt sich aber auch die Reaktion des damaligen Mediensystems ersehen, die das Problem der zu vielen Bücher gelöst hat: es gab eine zunehmende Anzahl von Büchern über Bücher, die in Form von Wörterbüchern, Dictionnaires, Lexika und Enzyklopädien schließlich zu markanten Kennzeichen des achtzehnten Jahrhunderts werden sollten. Diderots *Encyclopédie* war ein solches Produkt, von privater Hand mit vehementem Geschäftsinteresse durchgeführt, in einer seltenen Einmütigkeit von Kommerz und Aufklärung, und entwickelt aus den Bedürfnissen des Marktes nach neuen „Navigationstools“ im weiten Meer des Wissens.[6]

Daraus lässt sich ein medienwissenschaftliches Theorem ableiten: Ein Mediensystem reagiert auf spezifische Kontingenzprobleme des Mediums jeweils mit der Entwicklung von Meta-Medien. Diese Meta-Medien setzen den kulturell notwendigen Prozess der Auslagerung geistiger Funktionen in kulturelle Techniken – wie Schrift, Bibliothekswesen oder eben Enzyklopädien – nur fort: die Funktionen des Mediums reagieren auf Defizite und werden entsprechend erweitert. Das neue Medium dient der Medienkompetenz, die durch das alte Medium überfordert wurde. Niemand kann mehr alles lesen, also wird eine andere Buchform populärer, werden Bücher *über Bücher* publiziert. Denn je komplexer das mediale System einer Kultur ist, desto ausgeprägter wird das Verlangen nach Meta-Informationen zum vorhandenen Wissen, nach ordnenden, steuernden und transformierenden Funktionen der medialen Subsysteme (Deskriptionen, Übersetzungen, Interpretationen, Hilfssysteme). Das bedeutet nichts anderes, als dass immer mehr

[4] Elisabeth Eisenstein: *Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa.* Wien 1997

[5] *Leibniz, ausgewählt und vorgestellt von Thomas Leinkauf.* München 1996, 107.

[6] Anette Selig/Rainer Wieland (Hg.): *Die Welt der Encyclopédie.* Frankfurt/Main 2001.

Orientierung von außen kommt, von den Institutionen der sozialen Informationsverarbeitung statt vom individuellen Geist.

So gesehen ist die Informationsflut aber ein Produkt des alten Mediums, und nicht des neuen. Dies gilt es zu bedenken, wenn der heutige Technologiesprung diskutiert wird. Dabei sollte man nicht in die kulturapokalyptische Falle tappen. Die digitalen Medien der Gegenwart verdrängen nämlich nicht einfach nur das Buch und das Gedruckte, sondern sie sind selbst eine Reaktion auf einen Bedarf innerhalb der Gesellschaft. Dieser Bedarf hat sich im Rahmen wissenschaftlicher Theoriebildung und anwendungsbezogener technologischer Produktion zuerst bemerkbar gemacht: mit Ziffern, Formeln, Gleichungen und technischen Bildern haben weite Teile der wissenschaftlichen Forschung „das Gebiet verbaler Artikulation und alphabetischer Notation verlassen."[7] Das bedeutet auf der einen Seite, dass sich durch diese Tendenz, die sich mit dem Einsatz von Computern verstärkt, unsere Kultur zunehmend in Richtung nichttypographischer Methoden bewegt und einen konfigurativen, non-linearen Denkstil privilegiert, was freilich den Argwohn einer an der Buchkultur geschulten „typographischen Vernunft" erweckt. Auf der anderen Seite generiert es die Frage, was daraus für den kulturellen Speicher folgt, wenn das Vertrauen auf die Konservierungskraft der Schrift eingebrochen ist.

Sprachkrise und neue Bildwelten

Mit McLuhan hat die Medientheorie vor einigen Jahrzehnten den Ausgang aus der Druckkultur der *Gutenberg-Galaxis* konstatiert: neben die Schrift als Speichermedium des kulturellen Gedächtnisses traten besonders seit dem neunzehnten Jahrhundert neue audiovisuelle Speichermedien, und mit ihnen neue kulturelle Codes, die der Fotografie und des Films.

Im zwanzigsten Jahrhundert wuchs die ohnehin schon länger bestehende sprachphilosophische Skepsis zu einer Verzweiflung über Allgemeinbegriffe an. Ihr Höhepunkt war Hugo von Hofmannsthals *Brief des Lord Chandos*, den er im Oktober 1902 in einer Berliner Zeitung veröffentlichte. In diesem beklagte der Schriftsteller wortgewandt den Verlust, den ihm das zentrale menschliche Kommunikationsmedium der Sprache vermittelt. Dieser Brief wurde zur Chiffre eines Zeitalters, in dem Sprachkritik groß geschrieben war und mit ihr die Skepsis, dass überhaupt noch sinnvoll über die Welt zu sprechen sei. Sprache und Sprechen sind zum Problem geworden, weil man sich offensichtlich immer weniger verstanden fühlte.

Der Medienwissenschaftler Hartmut Winkler meint, eine durch die neuen technischen Medien ermöglichte Realaufzeichnung einerseits, speziell aber die durch Fotografie und Film in Form von technischen Bildern geschaffene Konkretion andererseits habe damals eine Situation erzeugt, die ein Sprechen ohne Sprache in Aussicht gestellt hat: der Film liefert jene Allgemeinbegriffe, denen in der sprachlichen Vermittlung nicht mehr zu vertrauen ist. Diese Vertrauenskrise ist ein Effekt der medial veränderten Diskursstruktur, die zwischen ca. 1840 und 1918 das Terrain der Sprache verlassen habe. „Die Sprache der Dinge ist an die Stelle der Sprache getreten, und eine ästhetische Erfahrung – mit einer deutlichen Betonung des Visuellen – hat die zerstörten Worte ersetzt."[8]

Die moderne Vertrauenskrise, welche die Sprache erlitten hat, wird als ein historischer Effekt beschrieben, der sich einer veränderten Diskursstruktur verdankt. Die neuen medialen Bilderwelten sind in Winklers These interessanterweise nicht *Ursache*, wie die konservative Medientheorie es sich vorstellt, sondern *Effekt* der Sprachkrise; das zusammen mit der Vermutung, dass nach der Sprache heute auch die Bilder in eine Krise geraten sind, macht diese Überlegung interessant: „Das Bilderuniversum war die Antwort auf eine beschreibbares historisches Problem, einen Reaktion [...] auf die Tatsache, dass Sprache und Schrift in eine tiefgreifende Krise geraten waren; wenn die Entwicklung nun also auch die technischen Bilder hinter sich lässt, so liegt die Vermutung nahe, dass eine vergleichbare Krise gegenwärtig die Bilder ergriffen hat. These ist, dass innere Widersprüche des Bilderuniversums selbst im Verlauf der historischen Entwicklung sich verschärft haben und im gegenwärtigen Medienwechsel ihre Lösung finden."[9]

[7] George Steiner: *Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt?* München 1990,154.

[8] Hartmut Winkler: *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer.* München 1997, 198.

[9] w.o., 192.

Die Sprachkrise gab den Anstoß zur Medienevolution und provozierte das System der technischen Bilder – dass dieses selbst jetzt in die Krise geraten sind ist, ist nicht nur der Effekt des Computers als, wie Winkler sagt, neuer spezifischer Gedächtnismaschine. Bilder erlaubten zunächst neue kommunikative Vermittlungen, ein Sprechen ohne die Sprache, klar und direkt, sowie in bislang ungeahnter Konkretion. Durch ihre schiere Quantität ist es uns aber nicht möglich, diese Konkretion der Bilder in unseren Wahrnehmungen nachzuvollziehen. Es kommt produzentenseitig zu einer Serialisierung der Bilder, das bedeutet, sie werden sich immer ähnlicher, während wahrnehmungsseitig ein Prozess der Konventionalisierung eingesetzt hat: wo zu Kommunikationszwecken immer mehr Oberfläche generiert wird, kommt es zu einem Verfall der differenzierten Wahrnehmung. Wenn auf immer mehr Kanälen immer ähnlichere Bilder zu sehen sind, dann sind innovative Bilder nur noch mit enormem technischen Aufwand möglich, ansonsten aber bilden sich serielle Muster, die das einzelne Bild immer uninteressanter machen. Damit nähern sich die neuen medialen Bildwelten jenem Problem, das einst der Sprache zugeschrieben wurde, deren abstrakte Worte Hofmannsthal „im Munde wie modrige Pilze" zerfallen sind.

> Sollten Bilder tatsächlich der blinde Fleck der kulturtheoretischen Begrifflichkeit sein?

Vom Pictorial turn ...

Das Bild, dem sich die Kultur im zwanzigsten Jahrhundert verstärkt zuwendet, spielt in der Debatte um die Medien generell eine zentrale Rolle. Als „Gegenstand eines merkwürdigen Unbehagens" empfindet es William Mitchell, der die These von einem *Pictorial turn* vertritt. Dies tut er im Bewusstsein, dass es nicht nur an den besonders mächtigen neuen medialen Formen der Bildgenerierung liegt, wenn unsere Kultur seit der postmodernen Phase des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts sich vom Wort zum Bild hinwendet und damit anscheinend eine Bewegung zu Ende bringt, die im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert mit der Sprachkritik begonnen hat.

Aber wir wissen gar nicht genau, was Bilder eigentlich sind, so Mitchell: „Wir wissen weder, welche Beziehung sie zur Sprache haben, noch, wie sie auf einen Betrachter oder auf die Umwelt wirken. Wir haben keine Vorstellung davon, wie sie entstehen, noch, wie wir mit ihnen umgehen sollen."[10] Sollten Bilder tatsächlich der blinde Fleck der kulturtheoretischen Begrifflichkeit sein? Das Paradox scheint darin zu liegen, dass gerade den Technologien elektronischer Reproduktion und Simulation neue Formen entwachsen, Formen einer *Cyberkultur*, die große Versprechen bergen und gleichzeitig eine alte Furcht nähren: die Furcht vor der Eigenmacht der Schöpfung, die ihre Schöpfer überwältigen und zerstören könnte.

Fand das Subjekt der Moderne sich der Gewalt der Sprache[11] ausgesetzt, so das Subjekt der Postmoderne offenbar einer Gewalt der Bilder. Diese „Krise" hat weniger damit zu tun, dass wir im Zuge der vermeintlichen Informationsflut auch eine Bilderflut erleben, gegen die sich ein Bildersturm kulturkritisch wenden könnte, sondern mit der vorhin angesprochenen mangelnden Konkretion der Bilder. Die merkliche Proliferation der Bilder in den und durch die neuen Medien ist sicherlich ein Faktum, doch sie erklärt nicht, warum wir in einen Zweifel darüber verfallen sollten, „was Bilder eigentlich sind".

... zur Bildanthropologie

Wenn die Sprachphilosophie in der Tradition Humboldts befragt wird, dann kommen wir der Sache aber schon näher. Das Wort wurde hier in Abhängigkeit zur subjektiven Wahrnehmung gesehen, und damit eben nicht als „ein Abdruck des Gegenstandes an sich". Die Sprache bildet damit ein drittes Moment zwischen den Gegenständen und die den sie wahrnehmenden Subjekten. Wir wollen dieser Archäologie des Medienkonstruktivismus hier aber nur soweit folgen, wie es zum Verständnis

[10] William J.T. Mitchell: *Picture Theory*. Chicago 1994

[11] Vgl. bereits 1836 Wilhelm von Humboldt: „Denn so Innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äußeres, gegen den Menschen selbst Gewalt ausübendes Dasein." In ders.: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus*. Schöningh/UTB 1998, 152.

der Bilder nötig ist: auch diese lässt sich nicht in einer Geschichte der Repräsentation fassen, wie es gerade mit den neuen synthetischen Bildern deutlich wird – Flusser nannte sie Technobilder, womit gesagt sein soll, dass diese beginnend mit der Fotokamera im neunzehnten Jahrhundert aus programmierten Apparaten als *subjektlose Kunst* entstanden sind.[12]

Die Skepsis bezüglich der Bilder hat also den Grund, dass die neuen Bilder nicht Wirklichkeit abbilden, sondern als Modelle wirklich sind – Modelle oder Projektionen auf die Welt; Bildschirmbilder, Phantome eines Kathodenstrahls. Wir scheitern permanent an dem Versuch, diese Modelle und die Wirklichkeit zu synchronisieren. Das Ereignis und seine mediale Verbreitung werden zunehmend ununterscheidbar, und wenn Bilder ursprünglich Abwesendes zeigen, sind dann Gebilde, die Anwesendes zeigen noch Bilder? Diese Frage stellte der Kulturapokalyptiker Günther Anders als einer der ersten, der (im amerikanischen Exil in den 40er-Jahren) die Fernsehbilder in ihrer „*ontologischen Zweideutigkeit*" analysiert hat: „weil die gesendeten Ereignisse zugleich gegenwärtig *und* scheinbar, zugleich da *und* nicht da, kurz: weil sie Phantome sind."[13]

Es scheint, wie wenn die Kulturtheorie mehrere Jahrzehnte gebraucht hat, um den erkenntnistheoretischen Schock der neuen Bilder zu verarbeiten, nachdem jetzt der *Pictorial turn* verkündet wird bzw. eine neue Bildanthropologie (Hans Belting) erarbeitet werden soll. Dazu müssen Bild und Bildträger medientheoretisch schärfer unterscheidbar gemacht werden. Während ein Maler wie Albrecht Dürer noch zwischen Form und Materie, zwischen Farbe, Grundierung und Bildträger unterscheiden konnte – doch wie wir gesehen haben, nicht ohne große Hoffnungen in andere kulturelle Codes zu setzen – ist diese Unterscheidung gegenwärtig nicht mehr tragfähig: „Es genügt nicht, vom Material zu reden, um dem modischen Medienbegriff auszuweichen. Das Medium ist gerade dadurch gekennzeichnet, dass es als Form (Vermittlung) des Bildes beides umfasst, was man in Kunstwerken und ästhetischen Objekten voneinander trennt. Der beliebte Diskurs von Form und Materie, in dem sich die alte Rede von Geist und Materie fortsetzt, lässt sich nicht auf das Trägermedium des Bildes anwenden."[14]

Navigieren an Oberflächen

Die dualisierende Redeweise ist aber zu bequem, um im gegenwärtigen Diskurs der Medientheorie aufgegeben zu werden: um nur zwei aktuelle Beispiele zu nennen, spricht etwa Boris Groys[15] von der hellen medialen Oberfläche und dem dunklen, submedialen Raum; am Beispiel von Programm und Ausführung bringt es Manfred Fassler in seinem neuen Buch über *Bildlichkeit* folgendermaßen auf den Punkt: „Was mit der Fotografie begann, nämlich die immer raschere Speicherung vorzeigbarer Sichtbarkeit, findet sich in den variationsreichen Programmen berechnender Zahlen wieder. Binäre Programme sind zu transmedialen Sourcecodes geworden; Sichtbarkeit ist eine mögliche Oberfläche."[16]

Die Betonung liegt auf *mögliche*, denn keineswegs gesichert ist wie etwa digitale Daten zu decodieren sind – und auch die Sichtbarkeit ist zur fragwürdigen Konvention geworden. Denn was eigentlich sieht der Betrachter eines Bildschirmes? Im strikten Sinne lediglich Kathodenstrahlen oder Leuchtkristalle, doch was ihm hier sichtbar gemacht wird, ist im technischen Sinn eine in den vergangenen Jahrzehnten erst konventionalisierte Übersetzung von Maschinensprache in eine dem Menschen zugängliche Sprache. Software ist nichts anderes als eine Überbrückung des Abgrundes, der zwischen dem Menschen und den Apparaten (Computern) besteht. Im Hexadezimalcode abgelegte Binärdaten bzw. die Registerzustände (Bits) auf der Maschinenebene sind für den Menschen ebenso wenig lesbar wie es die Textdaten für die Maschine sind. Es gibt softwareabhängige Darstellungen, aber hinter diesen erzeugten Texten, Tönen und Bildern oder der grafischen Oberfläche liegt nicht einfach nur ein Sourcecode, sondern ein abhängig von der jeweils

[12] Vilém Flusser: *Ins Universum der technischen Bilder.* Stuttgart: European Photography 1985.

[13] Günther Anders: *Die Welt als Phantom und Matrize. Philosophische Betrachtungen über Rundfunk und Fernsehen* (1956). In ders.: *Die Antiquiertheit des Menschen.* Band 1, München: Beck 1980, 131.

[14] Hans Belting: *Bild-Anthropologie.* München: Fink 2001, 13.

[15] Boris Groys: *Unter Verdacht. Eine Phänomenologie der Medien.* München: Hanser 2000.

[16] Manfred Fassler: *Bildlichkeit. Navigationen durch das Repertoire der Sichtbarkeit.* Stuttgart: Böhlau/UTB 2002, Vorwort.

verwendeten Programmiersprache die durch den Compiler in ausführbaren Maschinencode übersetzte technische Ursuppe aus Binärdaten.

Diese Ebene in der „Tiefe" jeden Computers ist aufgrund ihrer Komplexität im Sinne einer menschlichen Lesbarkeit nicht mehr einsehbar, ebenso wenig wie die Struktur von Mikrochips, die in Digitalmedien eingesetzt werden und sich jeder Darstellung entziehen. Die sichtbare „Oberfläche" des Computers, das in Frage stehende Bild also, adressiert ausschließlich den Menschen und mit Hartmut Winkler lässt sich die Frage stellen, ob die in der Maschine „eigentlich produktiven Strukturen überhaupt auf eine Ebene der Erscheinung angewiesen sind"? Winkler bezeichnet die digitalen Bilder angesichts des Ideals eines kontinuierlichen Datenflusses als eine Sackgasse, eine Art „zweidimensionalen Stau im n-dimensionalen Datenuniversum".[17]

Auf jeden Fall gehört das Technobild einer zunehmend subjektfreien, durch Maschinen bestimmten Wirklichkeit an. Diese Medienwirklichkeit – erzeugt vom fotografischen, filmischen oder elektronischen Apparat – ist nicht als Reproduktion oder Repräsentation von Wirklichkeit entstanden, sondern als eine Fortsetzung der Umformung und Durchdringung von Wirklichkeit, die mit der Fotografie begonnen hat. Dies haben die jüngsten Bilder mit den ältesten Bildern der menschlichen Kultur gemein: Symbole sind entstanden als Instrumente zur Beherrschung der äußeren Wirklichkeit. Das symbolische Universum bedeutete seinerseits wieder die Öffnung einer neuen Welt, oder der Konstruktion einer symbolischen Wirklichkeit. Ab nun können wir uns nicht mehr damit begnügen, Texte gegen Bilder und Bilder gegen Texte auszuspielen. Wir müssen noch einmal weiter ausholen und nach der Rolle fragen, den Datenträger generell in der Geschichte der Menschwerdung spielen.

Die Geschichte seiner Medien ist die Geschichte des Menschen

Die Geschichte der Kultur und ihrer einzelnen Ausprägungen ist stets auch eine Geschichte ihrer Trägermedien. Obwohl beispielsweise noch McLuhan die Medien einfach als *Extensions of man*[18] verstanden hat – als Organprojektionen oder Verlängerungen der menschlichen Muskeln und Glieder einerseits, des Zentralnervensystems andererseits – steht am Ursprung der Medialisierung von Körperfunktionen die *Exteriorisierung des Geistes* im besonderen Sinn der Fähigkeit, Denken symbolisch zu fixieren und auf Datenträgern zu speichern. Mit seiner Rekonstruktion der Gleichursprünglichkeit von Werkzeug- und Symbolgebrauch hat der französischen Paläontologe André Leroi-Gourhan diese menschliche Fähigkeit herausgestrichen, nicht nur Dinge der Natur zu bearbeiten, sondern einen kollektiven symbolischen Organismus zu schaffen, der durch mündliche Überlieferung, Mythen und dann Schriften die Möglichkeit zur Kumulation von Innovationen schafft: „Wie das Werkzeug so wird auch das Gedächtnis des Menschen exteriorisiert, als Behälter dient die ethnische Gemeinschaft."[19] Weitere solche „Behälter" folgen mit der Schrift, mit den Institutionen der Wissensspeicherung (Bibliotheken, Archive) und mit allen medialen Speichern, die Voraussetzung für die Überlieferung und den medialen Austausch sind.

Diese Auslagerungen machen Sinn, denn die Evolution kennt bei allen Lebewesen kein anderes Kriterium als das des kollektiven Ertrags. Der Wissensbestand des Kollektivs aber hat keinen Platz im Gedächtnis des Einzelnen. Auf diese Weise entsteht ein soziokultureller Makrokosmos, der das Individuum wiederum konditioniert, aber nicht ohne ihm jede Freiheit zu nehmen. Es ist ein Verhältnis der wechselseitigen Beeinflussung von Menschen und Medien, die Leroi-Gourhan hier zeichnet, und er lässt auch keinen Zweifel daran, dass es *den Menschen* als solchen nicht gibt, weil sich die Spezies in Abhängigkeit von ihren Innovationen auf dem Gebiet des Werkzeug- und Symbolgebrauchs ständig verändert. Aber sein Ansatz zeigt auch, wie sich biologische Anlagen in der Technik fortsetzen, wie die indirekte Motorik der menschlichen Geste zur direkten Motorik der Maschine wird, die sich ihrerseits zum Automaten weiterentwickelt, und dass die Medien in weiterer Folge als Fortsetzung dieser Befreiungsgeste zu sehen sind: die Befreiung des Gedächtnisses durch die Entwicklung der Schrift und die Entdeckung des Buchdrucks, mit der noch unabsehbaren Folge durch Mikroelektronik, Computertechnologie und die Ver-

[17] Winkler 1997, 220ff.

[18] Marshall McLuhan: *Understanding Media. The Extensions of Man.* New York 1964.

[19] André Leroi-Gourhan: *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst* (Paris 1964). Frankfurt: Suhrkamp 1995, 322.

netzung von Wissensressourcen. Das Ganz gilt aber auch umgekehrt: je fortgeschrittener das System der technischen Apparate, desto ähnlicher wird dieses der Biologie.[20]

Medienanthropologie: die Befreiungsgesten

Der Mensch lebt letztlich unter Bedingungen der Schrift und damit einer *Exteriorität des Signifikanten.*[21] Er verdankt dieser Tatsache seinen evolutionären Vorteil. „Der Bruch in der Verbindung zwischen der Art und dem Gedächtnis scheint der einzige Weg (und eine nur dem Menschen gelungene Lösung) zu sein, der zu einer schnellen und stetigen Entwicklung führt."[22] Der Exkurs zu diesem Ansatz eines Prähistorikers ist deswegen von Interesse, weil er uns hilft, die jüngste Medienrevolution – die Veränderung des kulturellen Archivs auf Basis der digitalen Technologien – besser zu verstehen.

Leroi-Gourhan ist es nämlich gelungen, in geistiger Verwandtschaft mit Aufklärungsphilosophen wie J.G. Herder die in die Urgeschichte der Menschheit zurückreichenden Prozesse als Befreiungsgesten darzustellen. Man kann sich diese wie in einem Zeitraffer vorstellen. Jedes Mal, wenn ein Körperorgan sich von einer bestehenden Verpflichtung befreit, kommen neue Funktionen hinzu. Sobald der Mensch aufrecht gehen kann, lernt die Hand zu differenzieren. Befreit von der Fortbewegungsfunktion des Vierbeiners, kann die Hand zugreifen. Die greifende Hand befreit ihrerseits das Maul von seiner bisherigen Greiffunktion, und dieser Funktionsverlust ermöglicht eine Formveränderung des Schädels und ein Anwachsen des Gehirns. Die neuro-motorische Gesamtorganisation des Menschen verschiebt sich, der befreite Mund lernt sprechen. So entfalten sich im Prozess der Menschwerdung gleichzeitig zwei Potenziale: *Hand und Wort*, und es werden die zwei gleichursprünglichen Kulturprodukte *Werkzeug und Symbol* generiert. Mit dem kulturellen Gewinn ist freilich immer auch ein Verlust (in diesem Fall ehemals tierischer Funktionen des Fortbewegens und des Zupackens) anzusetzen.
Der entwicklungsgeschichtliche Vorteil ist offensichtlich. Und auch die weiteren Medienrevolutionen finden wohl immer dann statt, wenn ein Bedarf an neuen Funktionen gegeben ist: es sind „Erschütterungen, die nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit der funktionalen Entwicklung eines künstlichen sozio-technischen Organismus stehen, dem wir immer mehr Eigenschaften aufdrücken, die wie ein Reflex einer lebendigen Organisation wirken."[23] Die Befreiungsgesten sind vielfältige und fortgesetzte; so wie sich einst die Hand zum *Begreifen* und der Mund zum *Sprechen* befreit hat, befreit sich irgendwann das Gehirn von der kognitiven Belastung des Erinnerns hin zu einem neuen *Erfinden* oder *Projizieren.* Es ist ein Prozess, der in der frühen Neuzeit mit paratextuellen Konstruktionen wie der Fußnote (dem Verweis auf dem aktuellen Text externe Quelle) begonnen hat und der mit den hypertextuellen Möglichkeiten der Computertechnologien konsequent fortgesetzt wird.

Offenbar hat das zwanzigste Jahrhundert mit seinen neuen Medien nun genau darauf reagiert, dass ein im Druck erstarrtes Denken verflüssigt und neu organisiert werden musste. Mit diesen Medien hat sich ein neues Paradigma der Wissensreproduktion durchgesetzt; die Naturwissenschaften haben das längst erkannt und sich von der gedruckten Monografie verabschiedet, während die Geistes- und Kulturwissenschaftler sich gegenüber Computer und Internet immer noch wie Romantiker verhalten.

Die alten Klageweiber

Jede weitere Kulturentwicklung wird in Abhängigkeit von ihren Medienpotenzialen oder als Funktion ihrer medialen Technologien zu fassen sein. Das Gedächtnis befreit sich dreimal: bei der Entstehung der Schrift, durch die Entdeckung des Buchdrucks und nun durch den Computer. In diesem Sinn hat Michel Serres die These der fortgesetzten Befreiungsgesten im Prozess der immer noch unabgeschlossenen Menschwerdung jüngst wieder aufgegriffen. Die zunehmende Kognitivierung wäre ohne Auslagerung repetitiver geistiger Fähigkeiten, von der schon die neuzeitlichen Konstrukteure der Rechenmaschinen geträumt hatten, gar nicht möglich gewesen. Ser-

[20] w.o., 314ff. vgl. auch Kevin Kelly: *Out of Control. The new Biology of Machines.* New York/London 1994.
[21] Im Anschluss an Leroi-Gourhan vgl. Jacques Derrida: *Grammatologie* (1967). Frankfurt : Suhrkamp 1983, 29.
[22] Leroi-Gourhan 1995, 285.
[23] Leroi-Gourhan 1995, 233.

res spottet über die „neuen und alten Klageweiber", die mit der Medienentwicklung den Verlust der Mündlichkeit oder des Gedächtnisses oder der begrifflichen Fähigkeiten beklagt haben und auch heute wieder beklagen: Sokrates, der die Schrift verteufelt, Sorbonne-Gelehrte, die ihr Latein nicht aufgeben wollten, heutige Professoren, die das Internet als Kulturverlust empfinden (was es ironischerweise ja *auch ist*).

Serres setzt dagegen, dass die Neuerungen gattungsgeschichtlich stets gewichtiger waren als die Verluste: obwohl man nicht exakt zu sagen vermag, was die Erfindung der Geometrie der Entstehung der Schrift, oder was die Experimentalwissenschaften dem Buchdruck verdanken. Und schon gar nicht, was das jetzt durch den Computer indizierte dritte Vergessen an innovativer Kompensation bringen wird. „Unser kognitiver Apparat befreit sich von möglichen Erinnerungen, um Raum für Erfindungen zu schaffen. [...] Die alten kognitiven Fähigkeiten, die wir für *persönlich* und *subjektiv* hielten, werden durch die neuen Technologien *kollektiv* und *objektiv*. Wir verlieren die einen und gewinnen die anderen. Reden wir nicht mehr so, als hätte die alte Psychologie der geistigen Fähigkeiten noch Geltung."[24]

Was sollte noch gut daran sein, tausende von Versen memorieren zu können, wenn diese jederzeit greifbar sind? Auswendiglernen bildet schließlich nicht den Geist, sondern belastet ihn, und war Ausdruck einer mangelnden kulturellen Organisation medialer Speicher. In Anbetracht der ubiquitären Zugriffsmöglichkeit auf Speicher ist das neue Vergessen – die noch wenig bekannte Ökonomie des Vergessens, das eine digitale Medienkultur bestimmt – ein Funktionsverlust des individuellen Gedächtnisses, der ins Verhältnis zu setzen ist mit der Freiheit, die dadurch möglich wird. Analog zum Diktum von Rabelais, *dass ein gebildeter Kopf besser sei als ein voller*, vermutet Serres in der derzeitigen mediale Transformation die Entwicklung eines völlig neu konzipierten Bildungswesens. Ausgehend von der Idee der Turing-Maschine[25], die das universelle Konzept der Maschine schlechthin darstellt, wird der Einbruch neuer Technologien in eine Geschichte der Trägermedien eingeschrieben, die wieder eine Geschichte des Verlustes und der Befreiung zugleich ist: wofür der Mensch hier freigesetzt wird und welche neue Wissenschaft er dadurch hervorbringen wird, ist derzeit unermesslich. Serres interpretiert die technische Weiterentwicklung als weiteren Schritt in der Befreiung des kognitiven Apparats, weg von der Erinnerung, „um Raum für Erfindung zu schaffen".

Kultur ohne Zentrum

Angesichts der technischen Kapazitäten ist der neue Mensch, der hier entsteht, zwar ein „Mensch ohne Fähigkeiten", was aber im Sinne der Menschwerdung hinsichtlich der Entwicklung neuer Kreativität positiv besetzt sein kann. Dieser Raum und diese Kreativität manifestieren sich derzeit durchaus technisch, wobei nur auf das aktuelle Beispiel der *Peer-to-Peer* Netzwerke verwiesen sei, einer dezentral organisierten, themenspezifischen Reorganisation von Kulturbeständen durch Querverbindungen.[26] Das war eine logische Folge des Internet als einem Medium ohne Zentrum. Denn besteht erst einmal ein hypertextuell strukturierter Wissensraum, dann steht auch seiner entsprechend dezentralen kulturellen Nutzung nichts entgegen. Das Speichern von Wissen, das auf keine Zentrale und keinen bestimmten Server mehr angewiesen ist, macht dabei einen nahezu unbemerkten Quantensprung hin zu einer neuen kulturellen Topologie des verteilten Wissens. Serres legt große Hoffnungen in die neuen Modalitäten des Zugriffs auf Wissen, weil sich mit den Informationsträgern und Wissensspeichern *erstens* auch die Art und Weise der Reproduktion von Wissen und damit die Pädagogik ändern wird, und *zweitens* der Zugang zum Wissen und seine Adressaten, wobei der neue Zugang zu Wissensquellen besonders

[24] Michel Serres: *Der Mensch ohne Fähigkeiten*. In: *Transit* 22, 193 – 206.

[25] Die Turing-Maschine ist eine vom britische Mathematiker Alan Turing 1936 entwickelte Theorie grundlegender Berechenbarkeit (Theorie des Computers), die besagt, dass Rechenvorgänge in kleinste Schritte zerlegt, damit als Algorithmen reformuliert werden und folglich von einer Maschine ausgeführt werden können, vgl. http://www.turing.org.uk/

[26] Online-Tauschbörsen und File-sharing-Systeme haben seit Napster Konjunktur: sie sind gegen die veralteten Distributions- und Verwertungssysteme vor allem der Musikindustrie gerichtet und werden immer beliebter, allerdings seitens der Industrie heftig bekämpft. Parallel zum Kauf von Napster durch Bertelsmann tauchten entsprechende Klone wie Morpheus oder Audiogalaxy auf, und derzeit hält KaZaA den Beliebtheits-Rekord mit ca. 100 Millionen Downloads der Zugangssoftware (www.kazaa.com).

für die sogenannten Entwicklungsländer die nachhaltigsten Effekte haben könnte.

Kommunikation besteht im Speichern und Verteilen von Informationen. Speichern, als Voraussetzung von Kommunikation, erfolgt nie durch das individuellen Bewusstsein, sondern in bio- und technogenen Codierungen, kulturellen Artefakten und im Kollektiv der Spezies. Der Mensch hat sich Medien, symbolisierende Apparate geschaffen. Es ist ein sinnloses Unterfangen, den Menschen der Technik entgegenzusetzen, weil sich Menschen und Technologien in einem koevolutionären Verhältnis befinden. Der Mensch ist schwächer als seine künstlichen Gehirne, aber ohne sie wäre er kein Mensch. Abschließend dazu noch einmal Michel Serres: „Als einziges Tier, dessen Körper verliert, bringt der Mensch Techniken hervor, *deren Geschichte die Menschwerdung vorantreibt. Der Einbruch neuer Technologien markiert daher ein Zeitalter in dieser Geschichte der Menschwerdung.*"

Damit scheint die Einstiegsfrage in dem Sinn beantwortet, denn der Mensch als das *Kunstgeschöpf*, das er vom ersten Augenblick der Naturbefreiung an ist, kann mit dieser Künstlichkeit nicht an einem bestimmten Moment brechen. Die kognitiven Freisetzungen, für welche die Medien der Gegenwart sorgen, mögen noch unklar sein – aber das waren auch die Effekte der Druckkultur, und zwar über mehrere Jahrhunderte hinweg.

Die Transformationsprozesse der heutigen Kultur sind aus den Defiziten des Druckwesens hervorgegangen. Die Vernetzung als kulturelles Ordnungsprinzip setzte lange vor den Computern ein, und sie hat nicht allein mit dem Internet zu tun. Diese medialen Ausprägungen sind daher auch als *Effekte* einer veränderten Kommunikationsstruktur in der Gesellschaft zu sehen, die unter anderem mit der demografischen Explosion der letzten Jahrhunderte zu tun hat, aber auch mit dem Übergang von einer Industrie- zu einer Informationskultur. An dieser Stelle wäre auf eine Analyse der *Netzwerkgesellschaft* (Manuel Castells) einzugehen, was im gegebenen Rahmen nicht mehr geleistet werden kann. Obwohl der allgemeine Diskurs vom Thema damit durchtränkt ist, sind nämlich die sozialen und kulturellen Effekte dieser Transformation noch unbekannte Größen. Sicher bedarf es daher einer Erweiterung des medienwissenschaftlichen Zugangs, der oft genug am Einzelphänomen hilflos kleben bleibt, in Richtung der Sozialwissenschaft einerseits, der Medienphilosophie andererseits: zeitdiagnostisch die erste, antizipativ die zweite.

Dr. Frank HARTMANN (1959)
Lebt in Wien. Gewerbliche Tätigkeit als Autor, Wissenschaftsjournalist und Medienberater. Lehrtätigkeit am Institut für Publizistik der Universität Wien (habilitiert für Medientheorie seit 2000) und an der Donau-Universität Krems. Aktuelle Bücher: *Medienphilosophie* (Wien 2000), *Bildersprache. Otto Neurath* (Wien 2002, Okt.).

Die Bibliothek als „Gegenwartsphänomen"

Bettina Kann

Am 11. Jänner 2002 wurde die Österreichische Nationalbibliothek mit dem BGBl. 12/2002 in eine „wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts" umgewandelt. Dies soll im Folgenden als Anlass für eine Befragung der „Bibliothek" und für eine Betrachtung der 2002 an Bibliotheken gestellten Aufgaben in Hinblick auf die so genannten „Neuen Medien" dienen.

Im Zentrum der Überlegungen steht die Bibliothek als „dynamischer Begriff"[1].

1949 fand Vorstius auf die vermeintlich einfach zu beantwortenden Frage: „Was ist denn eigentlich eine Bibliothek[...]"[2] die herkömmliche Definition einer geordneten und zur Benutzung und Aufbewahrung bestimmten Büchersammlung vor. Daran scheint sich auch 2002 nichts geändert zu haben, denn in §2 Abs. 2 des BGBl 12/2002 erfahren wir, dass die „primäre Zweckbestimmung" einer Bibliothek die Vermehrung, Erschließung, Bereitstellung (d.i. Informations- und Bildungsfunktion) und langfristige Erhaltung (Archivfunktion) ihrer Sammlungsbestände ist. Schon Vorstius hält solchen Definitionen bereits vielseitigere Auslegungen entgegen. Sein Credo: Bibliotheken sind „Anstalten zur systematischen Auswertung alles dessen, was Literatur heißt".[3] Die möglichst umfangreiche Ausnutzung der Bestände kann aber nur gegeben sein, wenn die Bibliothek eine aktive Rolle in der Vermittlung ihrer Ressourcen spielt, wenn sie, wie es in §2 Abs.1 steht, „benützerorientiert" ist. Die Beziehung zwischen Bibliothek und BenutzerIn ist als ein „Gegenwartsphänomen in seinen verschiedenen Bedingungen und Verästelungen als pädagogische[r], soziale[r] und wissenschaftliche[r] Faktor [...]" zu verstehen[4] und kein statisches sondern ein dynamisches Verhältnis[5].

Unter „Literaturauswertung" versteht Vorstius die Operationen, die nötig sind, um sich in den Beständen der Bibliothek zurecht zu finden, d.h. das Suchen und Finden in den Katalogen, Bibliographien, Datenbanken, Systematiken etc.

Eine der primären Zweckbestimmungen der Bibliothek ist weiterhin die Vermehrung ihrer Bestände. Das weder in der Bibliothek von Alexandria, die alle Bücher „aller Völker der Erde"[6] umfassen sollte, noch jemals später erreichte Ziel, „alles" zu sammeln, gipfelt im Konzept der Universalbibliothek und war und ist schon vom Ansatz her zum Scheitern verurteilt, denn „alles", also das Nicht-mehr-Zählbare, lässt keine Entscheidung bzw. Strategie mehr zu, was nun konkret zu sammeln wäre. Sammeln hat in sich keine Grenze, keinen fixen Zielpunkt. Man sammelt, was man noch nicht hat, und das, was man noch nicht hat, interessiert bereits allein aufgrund dieser Stellung in der Logik des Sammelns. Jede Sammlung expandiert.[7] Die Bibliothek kann nur wachsen, abnehmende Bestände existieren nur im negativen Sinn (Brand, Papierzerfall etc.).[8] Um den Gesamtbestand der Bibliothek rankt sich ihr Mythos, Gedächtnis und Wissen einer Gesellschaft zu sein. Bibliothek wird mit Kultur gleichgesetzt; aus dieser Gleichsetzung „Bibliothek ist Kultur" entsteht dann ein Folgeproblem, wenn der Kulturbegriff wie heute üblich weiter gefasst wird: denn dann muss die Bibliothek aufnehmen, was immer sie bekommt. Effizienter und wirtschaftlicher wäre eine Vorselektion dessen, was in die Bibliothek einlangen darf. Dass das dennoch nicht geschieht – oder zumindest nur im Rahmen des (Zu-)Kaufs –, ist nur dadurch zu erklären, dass es die Frage, welche Bücher „wert" sind, aufbewahrt zu werden, hintanhält. Wenn nämlich die gesamte (nationale) Text- respektive Medienproduktion als Kulturgut gilt, braucht diese Frage nicht entschieden zu werden. Bis dato konnte dieser totale Anspruch der Bibliothek gewahrt werden, denn weder die physischen Speicher, geschweige denn die digitalen Speicher, sind voll, und der Zeitpunkt, an dem das der Fall sein wird, läßt sich immer weiter verzögern.[9] Der universale Sammelauftrag an die Nationalbibliothek ist in der Gesetzgebung durch das Mediengesetz[10] legi-

[1] Joris Vorstius: *Bibliothek, Bibliothekar, Bibliothekswissenschaft.* In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen*, Nr. 63 (1949), S.180.
[2] w.o. 179.
[3] w.o. 184.
[4] w.o. 182.
[5] w.o. 180.
[6] Nikolaus Wegmann: *Bücherlabyrinthe.* Köln, Wien 2000, 55.
[7] Nikolaus Wegmann: *Im Reich der Philologie. Vom Sammeln und Urteilen.* http://www.uni-koeln.de/phil-fak/idsl/dozenten/wegmann/texte/marbach.html. Stand: 15.3.2002.
[8] Wegmann, *Bücherlabyrinthe*, 61.
[9] w.o. 80 – 83.
[10] BGBl. 314/1981; vgl. § 3 Abs.1.

timiert. In der Novelle zum Mediengesetz[11] und der entsprechenden Durchführungsverordung[12] vom Jänner 2001 wurde die bisherige Ablieferungspflicht, die sich ausschließlich auf Druckwerke bezog, auch auf „sonstige Medienwerke" mit Ausnahme von Schallträgern und Trägern von Laufbildern ausgedehnt. Damit sind nun auch elektronische Offline-Medien, die auf einem festen Datenträger erscheinen, wie z.B. CD-ROMs, in eine Pflichtablieferung einbezogen.

Doch auch hier stößt die Vorgabe „alles" in der Praxis an ihre Grenzen, denn wie soll man etwas sammeln, von dessen Existenz man nichts weiß?[13] Gerade im Hinblick auf die Aufgabe, Online-Publikationen zu erwerben, und auf die Forderung der Öffentlichkeit, die Nationalbibliotheken mögen auch „das Internet" archivieren, muss der Anspruch auf Vollständigkeit schon im Ansatz kapitulieren.

Hier stößt die Vorgabe „alles" in der Praxis an ihre Grenzen, denn wie soll man etwas sammeln, von dessen Existenz man nichts weiß?

In der Erwerbungs- bzw. Sammelpolitik bei E-Ressourcen sind analog zu den herkömmlichen Erwerbungsrichtlinien bei Büchern und Zeitschriften als Strategien zweierlei Ansätze möglich:

a) Der passive oder neutrale Modus:
Der Universalanspruch „alles" wird noch mitgedacht, in dem Sinne, dass sich die Bibliothek in ihrer Erwerbungsstrategie passiv verhält und analog zum Pflichtexemplar alles archiviert, was ihr angeboten wird. Der Vorteil liegt darin, dass die Bibliothek als „neutrale" Institution nicht in den Verdacht kommt, zu selektieren, zu bewerten oder gar zu zensurieren, indem sie Publikationen ablehnt. Der Nachteil: Innerhalb der eigenen Bestände entsteht kein Sammelprofil, und die Strategie ist eine teure. Somit wird sie derzeit in der Praxis nur im Bereich der Pflichtexemplare angewandt.

b) Der aktive oder subjektive Modus – die Gegenstrategie:
Analog zu den Sammelrichtlinien außerhalb des Pflichtexemplarrechts erstellt die Bibliothek einen klaren Kriterienkatalog, unter welchen Gegebenheiten sie für die Archivierung ausgewählter Publikationen zur Verfügung steht.[14]

Die beliebige Verfügbarkeit elektronischer Ressourcen lässt auch alternative Erwerbungsmöglichkeiten zu. Eventuell wird sogar überhaupt die Sinnhaftigkeit des Erwerbs in Frage gestellt. Der kooperative Bestandsaufbau gemeinsam mit anderen Institutionen, die nicht zwangsläufig andere Bibliotheken sein müssen, setzt wirtschaftliches Denken, allseitige Disziplin und hohe Verlässlichkeit voraus und wird in dem Maß gefördert, in dem wirksame Nachweissysteme zusammen mit effizienten Dokumentenlieferdiensten an Verbreitung gewinnen.

Der Lizenzerwerb stellt ein Gegenmodell zum Bestandsaufbau dar, da in diesem Fall nur die Zugangsrechte gekauft werden, die Bibliothek jedoch nicht mehr Besitzerin der Ressource ist.[15]

Zum künftigen Bestand der elektronischen Ressourcen zählen folgende Materialarten:

1) eigene Digitalisate der Bibliothek, die punktuell und anlassbezogen aus Beständen der Bibliothek hergestellt werden
2) physische Objekte, die auch physisch archiviert werden müssen: digitale Offline-Medien wie CD-ROMs, DVDs, Disketten, Magnetbänder etc.
3) Computerdateien in unterschiedlichen Formaten, auf unterschiedlichen Datenträgern, darunter auch audiovisuelles Material in unterschiedlichen Formaten
4) elektronische Zeitschriften
5) elektronische Dissertationen
6) E-Books (z.B. Enzyklopädien)
7) Offline- und Online-Datenbanken (z.B. Bibliographien)
8) Webdokumente, Webapplikationen (selektive Dokumente und Snapshots der .at-Domain)

[11] BGBl. 75/2000. http://www.onb.ac.at/about/projekte/mg-novelle-2000-bgbl.pdf. Stand: 28.6.2002.

[12] BGBl. 65/2001. http://www.onb.ac.at/about/projekte/mg-novelle-2000-verord-bgbl.pdf. Stand: 28.6.2002.

[13] Wegmann, *Bücherlabyrinthe*, 57.

[14] Nach dem Urheberrechtsgesetz (UrhG) § 8 gilt ein Werk als veröffentlicht, wenn es „der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist", d.h. sobald es in der Bibliothek zur Benützung verfügbar ist. Die Archivierung ohne Benützbarkeit alleine ist keine Veröffentlichung im strengen Sinn.

[15] Hermann Leskien: *Der Einfluß digitaler Medien auf die bibliothekarischen Tätigkeiten.* In: Hartmut Weber/Gerald Maier (Hg.): *Digitale Archive und Bibliotheken.* Stuttgart 2000, 52 – 55.

[16] Wegmann, *Bücherlabyrinthe*, 304.

[17] w.o. 300 – 305.

Die Elemente der Bibliothek sind ihre Bestände. Ihre Bedeutung erhalten diese Elemente nur durch Zuschreibungen seitens eines Benützers. Entscheidend ist, dass die Elemente operativ greifbar sind. In der Bibliothek sind die Elemente lose gekoppelt, d.h. die Zahl der Verweisungsmuster, die in die Bestände hineingetrieben werden können, ist unbegrenzt.
Die Elemente (Bestände) bleiben auch in ihrer Verkettung als Einzelelemente erkennbar, doch enthalten die unüberschaubaren Dokumente vor ihrer Kopplung in feste Formen keine Information. Das Kapital der Bibliothek liegt in ihrer Komplexität und in der Vielzahl an Formen, in denen sie als Medium benützt wird und durch die sie erst lesbar wird.

Ein Bibliotheksbenützer kann sich zu einem bestimmten Zeitpunkt eine bestimmte Form bilden (z. B. einen Suchstring im Online-Katalog formulieren, den Freihandbereich zu einem bestimmten Thema konsultieren etc.). Formen sind zwar schon vorhanden, werden zusammen mit den Beständen bereitgestellt und sind für jeden Benutzer Selbstverständlichkeit. Zugleich entstehen Formen aber auch zufällig durch die Individualität des Benutzers, und zwar in der Absetzung von einem bereitgestellten Formenrepertoire und in der Auseinandersetzung mit dem, was in den Regalen steht, denn der Benutzer verhält sich nur selten so, wie vom Bibliothekar erwartet und angeleitet. Entscheidend ist das Auswählenkönnen aus der Vielfalt an Operationen. „Man kann sogar etwas finden, was man zunächst gar nicht gesucht hat."[16] Die „Lesbarkeit" einer Bibliothek setzt das Schema „Suchen und Finden" voraus. Das „Lesen" der Bibliothek besteht dann aus zwei Operationen: erstens aus eben dem Schema „Suchen und Finden" als „Hinein-Lesen" in die Bestände und zweitens als „Heraus-Lesen" einzelner Dokumente.[17]
Um aber die Operationen des Suchens und Findens möglich zu machen, bedarf es der Bibliothek als großem technischem System mit ihren Katalogen und Datenbanken, die das Auffinden der Ressource gewährleisten.
Elektronische Ressourcen müssen als gleichwertige Medien parallel zu den schon vorhandenen konventionellen Medien in die bestehenden Arbeitsabläufe der Bibliothek (in den Geschäftsgang) integriert werden. In die Konzepte für eine Langzeitarchivierung und Sicherstellung der langfristigen Benutzbarkeit müssen alle Arten von Digitalisaten Eingang finden. Von der RLG/OCLC[18] Arbeitsgruppe wurde z.B. das „Open Archival Information System" (OAIS) als Referenzmodell erarbeitet,[19] das Grundlage für diverse Pflichtenhefte für ERM[20]-Systeme ist. Die Projekte CEDARS in Großbritannien[21] und NEDLIB in den Niederlanden[22] arbeiten nach diesem Modell, die Deutsche Bibliothek in Frankfurt und die Humboldt Universität Berlin arbeiten an einem sich daran anlehnenden Konzept.
Analog zu den Katalogisierungsvorschriften der traditionellen Medien benötigen E-Ressourcen ihren Anforderungen gemäße Metadatenstandards, die die herkömmlichen Regelwerke, wie RAK-WB[23], DC[24] etc., nur ungenügend erfüllen, da sie zwar das Auffinden der E-Ressource ermöglichen, Fragen der technischen Beschreibung, des Rights-Managements (Lizenzen, Zugangsbeschränkungen u.ä.) jedoch nicht berücksichigen. Metadaten sind sowohl für eine strukturierte Suche im Internet als auch als Quelle für eine weitergehende Erschließung vonnöten. Im Bereich der Bild-Digitalisate ist der NISO-Standard „NISO Z39.87-2002/AIIM 20-2002: Data Dictionary – Technical Metadata for Digital Still Images"[25] Vorreiter. Ein entsprechender Standard für andere Formate ist noch ausständig, derzeit sind mehrere Metadatenformate in Verwendung. Im Bezug auf Datenstandards zur Archivierung wird zurzeit offenen Formaten auf XML-Basis der Vorzug gegeben. Die Deutsche Bibliothek in Frankfurt gibt als Metadatenformat für E-Dissertationen „MetaDiss" basierend auf dem „Dublin Core Metadata Element Set"[26] vor. Von

[18] Research Libraries Group/Online Computer Library Center.
[19] OCLC/RLG Digital Archive Attributes Working Group: *Trusted Digital Repositories: Attributes and Responsibilities.* http://www.rlg.org/longterm/repositories.pdf. Stand: Mai 2002.
[20] Electronic Records Managment Systems.
[21] Cedars Guide to Digital Collection Management. http://www.leeds.ac.uk/cedars/guideto/ipr/guidetoipr.pdf. Stand: März 2002.
[22] Networked European Deposit Library http://www.kb.nl/coop/nedlib/ Stand: Februar 2002
[23] Regeln zur alphabetischen Katalogisierung – Wissenschaftliche Bibliotheken.
[24] Decimal Classification.
[25] Näheres siehe http://www.niso.org/standards/resources/Z39_87_trial_use.pdf Stand: 23.7.2002.
[26] http://deposit.ddb.de/netzpub/web_online-hochschulschriften.htm. Stand: 27.6.2002.
[27] Metadata Encoding and Transmission Standard.
[28] http://www.loc.gov/standards/mets. Stand: 27.7.2002.

der Library of Congress wird derzeit das XML-Format METS[27] für die Archivierung von E-Ressourcen gewartet.[28]
Archivierungspläne müssen mit anderen Institutionen koordiniert werden, Verantwortlichkeiten müssen aufgeteilt werden. Im Bereich der E-Journals oder E-Books könnten die notwendigen Metadaten auch von den Verlagen bzw. Herausgebern selbst erstellt werden. Hier setzt sich das OAI-Protokoll[29] durch.
Doch wieder bestimmt der Benutzer welche der Möglichkeiten des technischen Apparats als Bibliothek realisiertwerden. Die Mensch-Maschinen-Schnittstelle ist nicht nur in Bezug auf Softwareergonomie (Stichwort „Usability" und „Interface Design") relevant, das Konzept der Schnittstelle drückt auch eine interaktive, dynamische Beziehung aus. Technik muss erst angewendet werden, um soziale Realität zu werden, und anderseits lässt sich der Benützers durch technische Reize auch zu neuen Formenbildungen des Suchens und Findens anregen.[30]
Das Konzept der Schnittstellen steht für den Anschluss des Benutzers an die Elemente (Bestände) der Bibliothek. Die Technik ist vielmehr fortwährender Anreiz, um den Formenreichtum, mit dem in die Bibliothek „hinein-gelesen" wird, in Gang zu halten.[31]
Schnittstellen können nicht nur Zettel- oder Online-Kataloge sein, sondern auch Freihandaufstellungen, Bibliographien und Bibliothekare.

Das Schema des „Suchens und Findens" wird für die Funktion der Bibliothek als „Gedächtnis" relevant, denn erst aufgrund des Vorhandenseins dieses Schemas, nämlich aufgrund der Möglichkeit des Wiederfindens kann man es sich leisten, etwas zu vergessen. Das Vergessen ist die Voraussetzung für das Wiederfinden, das Wiederfindenkönnen ermöglicht andererseits das Vergessenkönnen und bildet so die Voraussetzung für das Konzept „Bibliothek". Für Ortega y Gasset schafft die Entlastung des menschlichen Gedächtnisses durch maschinelle Bücher auf der Basis von Indexierungstechniken erst die Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen. Die Möglichkeit des Vergessens entsteht erst durch die Möglichkeit des Wiederfindens.[32]
Das Neu-Gefundene kann unter einem ganz anderen Suchaspekt wieder-gefunden und im Wieder-Gebrauch produktiv variiert werden. Indem die Bibliothek anders befragt, ander(e)s gelesen und ander(e)s ausgewertet wird, werden nicht nur die Bestände der Bibliothek neu ausgewertet und umgruppiert, sondern Wissen insgesamt verändert. Dadurch, dass Schnittstellen die Möglichkeiten der Kommunikation mit Texten anbieten, werden sie zu Schlüsselstellen dafür, wie Wissen generiert werden kann. Sie bedürfen demnach der größtmöglichen Variabilität der Formen des Suchens und Findens, um ein höchstmögliches Potenzial an Kreativität, Originalität, Überraschung und Innovation in der Produktion neuer Texte freizusetzen.[33]

Grundlage für ein Wiederfinden der Dokumente ist die Authentizität und Integrität der Daten. Da elektronische Ressourcen oft von großer Instabilität sind, was ihre Beständigkeit und Verfügbarkeit betrifft, erhält die Rolle der Bibliothek als Garantin der Authentizität der Daten entscheidende Bedeutung. Um etwa den dauerhaften Zugriff auf eine E-Ressource zu gewährleisten, wäre die Vergabe eines Persistent Identifiers auf URN-Basis[34] einzuführen.
So ist z. B. Nelsons Xanadu-Projekt[35] der Traum einer Online-Welt-Bibliothek, die Verwandlung der Welt in eine elektronische Universalbibliothek, in der alle Dokumente virtuell omnipräsent und ubiquitär sind. Wer garantiert aber die Brauchbarkeit, Verlässlichkeit und Konsistenz der Dokumente?[36] Im Ansatz versucht z. B. die Suchmaschine Google[37], eine Seite nach Verlinkung zu bewerten, das heißt, je öfter auf eine Seite verwiesen wird, desto höher rangiert sie in der Ergebnisliste.

Dazu kommt noch der basale technische Umstand der Heterogenität der Informationsträger und Systeme, der auch den rascheren Wechsel der

[29] Open Archives Initiative Protocol for Metadata Harvesting. http://www.openarchives.org/OAI/openarchivesprotocol.htm. Stand: 27.7.2002.
[30] Wegmann, *Bücherlabyrinthe*, 398.
[31] w.o. 309.
[32] Jose Ortega y Gasset: *Vorwort zu einem enzyklopädischen Wörterbuch.* In: *Gesammelte Werke*, Bd. 4. Stuttgart 1956, 517.
[33] Wegmann, *Bücherlabyrinthe*, 309 – 311.
[34] Uniform Resource Name; vgl. http://www.ietf.org/html.charters/urn-charter.html Stand: 31.7.2001.
[35] http://xanadu.com/ Stand: 22.1.2002.
[36] Norbert Bolz: *Zur Theorie der Hypermedien.* In: Jörg Huber/Alois Martin Müller: *Raum und Verfahren. - Interventionen 2.* Zürich, Basel 1993, 23 – 25.
[37] http://www.google.com .
[38] Ted Nelson, http://xanadu.com.au/ Stand: 27.7.2002.
[39] Bolz, *Zur Theorie der Hypermedien*, 21.

Betriebssysteme, Migrationsprobleme und Probleme bei der Sicherung der langfristigen Verfügbarkeit der elektronischen Ressourcen mit sich bringt.
Technische Archivierungskonzepte müssen daher die Implementierung eines „technology watch systems" mitdenken, um veraltete, nicht mehr funktionsfähige Software und Betriebssysteme frühzeitig zu erkennen und Migations- bzw. Emulationsroutinen für die betroffenen E-Ressourcen in Gang zu setzen. Langzeitarchivierung könnte man zwar mit ca. 50 Jahren ansetzen, wobei die technische Entwicklung jedoch so rasch vor sich geht, dass es auch für die nächsten 20 Jahre kaum vorstellbar ist, wie die Wiedergabe bzw. Benutzbarkeit einer E-Ressource zu bewerkstelligen sein soll.

Eine weitere Problematik ergibt sich für die Bibliotheken aus der Frage nach dem Urheberrecht digitaler Dokumente. Ginge es nach der Logik der Hypersysteme, würde das „Docuverse"[38] von Autorenschaft, Copyright etc. Abstand nehmen und aus „n-items" an frei zugänglicher Infomation bestehen.[39]
Die Erfindung des Buchdrucks und die damit einhergehende Kommerzialisierung von Wissen hatte die Entstehung des Privilegiensystems und weiter des Urheberrechts zur Folge. Informationen über fremde Länder, Seerouten etc. wurden streng geheim gehalten bzw. zu Höchstpreisen gekauft, um ökonomische und politische Wettbewerbsvorteile zu behalten bzw. zu erlangen. Wissen war und ist nicht zuletzt ein Machtfaktor. Das erste dokumentierte Patent erhielt Marcantonio Sabellico 1486 für seine Geschichte Venedigs. In weiterer Folge erteilten Kaiser, Könige und Päpste Schutzbriefe für einzelne Texte, Drucke oder neue Lettern. Damit die kaiserliche Büchersammlung in den habsburgischen Ländern mit den immer zahlreicheren Neuerscheinungen bereichert werden konnte, wurden bereits seit dem 16. Jahrhundert Regelungen über das kostenlose Abliefern von Exemplaren erlassen. Diese so genannten Privileg- und Zensurexemplare dienten dem Buchdrucker zum Schutz seiner Drucke vor unbefugtem Nachdruck. Im Jahre 1569 wurde durch die Einführung der Bücherkommission bei der Buchmesse in Frankfurt am Main eine kaiserliche Institution geschaffen, der neben der Ausübung der politischen und religiösen Zensur auch von Anfang an die Überwachung der Ablieferung der Pflichtexemplare an die kaiserliche Kanzlei oblag. Durch die wenn auch mangelhaft eingehaltene Pflichtabgabe, die 1808 auf die gesamte Monarchie ausgeweitet wurde, erfuhr die k. k. Hofbibliothek einen bedeutenden Zuwachs. 1709 wurde in England das Urheberrechtsgesetz erlassen. In Frankreich wurden im Verlauf der Revolution 1791 und 1793 Urheberrechtsgesetze nach englischem Vorbild erlassen.[40]
Der Buchhändler und Drucker Thomas Edler von Trattner ist ein prominentes Beispiel für die Beliebtheit, derer sich das Nachdrucken in der Habsburgermonarchie ganz legal erfreute. Er erlangte vom Hof zahlreiche Privilegien und Vorrechte, die für seinen Betrieb von großem Nutzen waren, ihm aber auch die starke Gegnerschaft der übrigen Drucker einbrachten. Rücksichtslos in seinen Geschäftsmethoden druckte er alles nach, was Gewinn versprach, so zum Beispiel alle deutschen Klassiker. Die Schulreformen Maria Theresias brachten ihm große Aufträge für Schul- und Religionsbücher. Unter dem Schutz der Kaiserin konnte er auch da ungeniert Publikationen anderer Verlage nachdrucken.[41]

Eine weitere Problematik ergibt sich für die Bibliotheken aus der Frage nach dem Urheberrecht digitaler Dokumente.

Die Frage nach Autorschaft, Copyright und Piraterie ist auch weiterhin ein zentrales Thema in Bibliotheken, nicht nur bei Papierwerken, sondern auch in vermehrtem Maße bei der Archivierung von CD-ROMs, die zum Schutz vor Raubkopien mit einem Kopierschutz versehen werden. Bibliotheken, die solche CD-ROMs archivieren wollen und dazu eine Kopie zur Benützung herstellen müssen, haben nur den Lösungsweg offen, mit den Herstellern in Kontakt zu treten und ein Exemplar ohne Kopierschutz anzufordern. Der Tipp eines Softwareherstellers, man solle sich doch eine Hacker einkaufen, erscheint in diesem Zusammenhang zwar praktikabler als alles andere, bleibt aber immer noch illegal. Da es für ein-

[40] Peter Burke: *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft.* Berlin 2001,179 und 189.
[41] Anton Mayer: *Wiens Buchdrucker-Geschichte 1482-1882.* Bd. 2: 1682-1882. Wien 1887, 31 – 43.
[42] vgl. UrHG § 42 (1).
[43] http://deposit.ddb.de/netzpub/web_rahmenvereinbarung.

zelne Bibliotheken nicht zumutbar ist, mit den einzelnen Verlagen bzw. Herstellern in Verhandlungen zu treten, ist die Politik soweit gefordert, als dieser Umstand in eine Novelle des Urheberrechtsgesetzes miteinbezogen werden sollte. Immerhin heißt es schon jetzt, dass die Herstellung einer Kopie eines Werks „zum eigenen Gebrauch" legitim ist.[42] Die Deutsche Bibliothek in Frankfurt hat mit dem Börsenverein des deutschen Buchhandels einen diesbezüglichen Rahmenvertrag abgeschlossen, der allerdings die Einschränkung mit sich bringt, dass die diesem Vertrag unterworfenen Medien nur an der Deutschen Bibliothek benützbar sind, was bei Medien „born digital" auf den ersten Blick absurd scheint, als Bibliothekspolitik aber die Monopolstellung der Bibliothek als Text- bzw. Medienarchiv weitertradiert.[43]

Darüber hinaus hat die Bibliothek ihrerseits auch Pflichten der Authentifizierung der BenutzerInnen, Lizenznehmer und -geber etc. gegenüber Verlagen, Herausgebern und anderen Copyrightinhabern zu wahren.

Bibliotheken haben insofern auch eine Funktion als Katalysator, als sie Medien aus deren kommerzgerichtetem Zusammenhang reißen und ihn sozial unterlaufen, indem sie den freien Zugang zu den Dokumenten weiterhin gewährleisten. Der Spagat zwischen wirtschaftlichem, wenn auch nicht profitorientiertem Agieren und ebendieser Gewährleistung bei steigenden Kosten für Instandhaltung und Ausbau der Infrastruktur wird zukünftig eine Herausforderung sein, der sich die Bibliotheken stellen müssen.[44]

Ausgefeilte maschinelle Zugriffsmöglichkeiten und Suchmaschinen im Internet suggerieren dem Benutzer, er könne das Medium des Textes direkt überspringen, um sofort zur Information, d.i. zur Antwort zu gelangen. Die Frage heute lautet in der Regel nicht mehr: „Wo finde ich die Antwort auf meine Frage?", sondern „Wie lautet die Antwort?". Die Benutzer erwarten den direkten Zugang zum Inhalt der Dokumente. Der Benützer erfährt durch Vermittlung der Bibliothek jedoch einen Standort, die Adresse eines Textes in der Bibliothek, er erfährt ***wo*** er die Antwort auf eine bestimmte Frage finden kann, aber er erfährt nicht ***die Antwort selbst.***

Doch gerade in der traditionellen Fragestellung nach dem **Wo** liegt die Stärke der Bibliothek. Sie macht es erst möglich, gegen den Strich, über das gesellschaftlich Anerkannte hinaus zu denken und bis dahin kaum wahrgenommene Möglichkeiten zu entdecken, weil es keine prinzipiellen Regeln gibt, die den Kontext der gefundenen Texte im Voraus begrenzen.[45]

Der alltägliche Informationsbegriff wurde zu einem Paradigma, das vorsah, Bibliotheken müssten Information vermitteln. Die an Bibliotheken gerichtete Forderung, Information zu vermitteln, führt rasch zur Trennung von „veralteter" und „aktueller" Information. Die Kosten für die Einführung von Datenbanken etc. rentieren sich auch nur, wenn sie der Befriedigung eines ökonomisch verwertbaren aktuellen Informationsbedürfnisses dienen.[46]

Die Bibliothek wird so zu einem Behälter, dessen Güte sich an einer Funktionalität bemisst, die nichts mehr mit gezielter Sammel- und Archivierungspolitik zu tun hat. Doch die meisten Bibliotheken sehen ihren Wert darin, dass ihre Dokumente tatsächlich benutzt werden. Das Auge des Betrachters war früher weniger das Auge eines Zeitgenossen, sondern das eines zukünftigen Betrachters. In den Bibliotheken wurde für die Ewigkeit gesammelt, und die systematische Aufstellung war das Abbild der göttlichen Ordnung.[47] Dagegen sammeln Bibliotheken heute nicht nur Texte in Papierform, sondern in unterschiedlicher medialer Form. Die Kataloge der Bibliothek weisen Bücher, Magnetbänder, Mikroformen (Mikrofilme, -fiches) und andere Arten von Medien nach, und keine Information,[48] denn „Information über die Welt wird in einem Organismus durch seine Interaktion mit der Welt erzeugt"[49]. In ähnlicher Weise bezeichnet Hayes 1969 Information als „Daten, produziert als Ergebnis eines Umgangsprozesses mit

htm. Stand: 19.3.2001.

[44] Rafael Capurro: *Medienwirklichkeit versus Bibliothekskultur.* In: *Bibliothek,* Jahrgang 20 (1996), Nr. 2, 250.

[45] Wegmann, *Bücherlabyrinthe,* 316.

[46] Uwe Jochum: *Die Entmaterialisierung der Bibliotheken.* http://www.klostermann.de/verlegen/jochu_03.htm. Stand: 15.3.2002.

[47] w.o.

[48] Heinz von Foerster: *Bibliothekare und Technik: eine Mesalliance?* In: ders.: *Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie.* Braunschweig, Wiesbaden 1985, 44 – 47; Uwe Jochum: *Hermeneutik, Dekonstruktion und Information.* In: *Bibliothek. Forschung und Praxis,* Jahrgang 18 (1994), Nr.1, 110.

[49] Foerster, *Bibliothekare und Technik: eine Mesalliance?,* 47.

[50] Jochum, *Hermeneutik, Dekonstruktion und Information,*108.

Daten", was Datenselektion, Organisation oder Analyse sein kann. Bibliotheken sind daher selbst Informationssysteme, die Daten prozessieren.[50]

Die These, dass Bibliotheken im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit von Information ihre Daseinsberechtigung verlieren, hat sich bislang nicht bewahrheitet.[51]
Man behauptet zwar wie erst unlängst Christoph Albrecht in einem Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung unter der Schlagzeile „Begrabt die Bibliotheken"[52] das Ende der Bibliothek, weil die immer und überall (digital) verfügbare Information die Bibliothek als Speicherort und als kulturelle Einrichtung angeblich obsolet macht. Albrecht spricht von Bibliotheken als „Friedhöfe[n] des Geistes, als Mausoleen identitätsstiftender Kulturdenkmäler, mit der Wissenschaft als begleitendem Totenamt", doch haben Bibliotheken bis heute ihren Charakter als Ort der realen Mediensammlung und als Ort, an dem Menschen einander begegnen können, behauptet. Der Verlust der Aura ist nur der Verlust des Mythos von der Bibliothek als einem Ort, wo die Welt sich enzyklopädisch abbildet. Der umgekehrte Mythos Information will aus der Welt eine (digitale) Bibliothek machen. Die Welt des Wissens ist primär aber weder im Regal noch im Netz, sondern ist unauflöslich mit dem Faktor Mensch als Nicht-Wissendem respektive Mehr-wissen-Wollendem verknüpft.

Für die Bibliothek ergibt sich die Möglichkeit eines neuen enzyklopädischen Denkens durch eine Form der Aufstellung der Bestände, die sich nicht an linear-hierarchischen Modellen wie z.B. einer Dewey-Klassifikation[53] orientiert, sondern möglicherweise an der Form eines Labyrinths.[54] Als prominentes Beispiel: Die Bibliothek von Aby Warburg[55] war nicht nur eine reich ausgestattete kunst- und kulturhistorische Freihandbibliothek, sondern ein kompliziert arrangiertes Forschungsinstrument, in dem sich die Bücher zu immer neuen Fragestellungen in Bezug setzen und umgruppieren ließen. Sie privilegierte keinen besonderen Zugangspunkt, alle Fächer waren gleichwertig. Aby Warburg bezeichnete das als das „Gesetz der guten Nachbarschaft". Es besagt, dass das Buch, das man eigenlich sucht, das Buch „daneben" ist, denn zum wirklichen Finden gehört eben nicht nur das gezielte Suchen, sondern auch das gelegentliche Sich-Verirren, eine leichte Abschweifung, denn für das produktive Denken ist der kürzeste nicht unbedingt auch der beste Weg.[56]

Nach Eco kann die Bibliothek als Labyrinth von Texten, die beliebig neu geordnet werden können, angesehen werden. Der einzelne Text hat seinen Wert nur in der Beziehung und in seiner Stellung zu anderen Texten innerhalb des Netzwerks oder innerhalb einer Vielzahl von Netzen und nicht wie in der positivistischen Sicht als Gefäß, das ein (geheimes) Wissen enthält, das vom Autor eingeflößt wurde. Ein Benützer interagiert mit dem System Bibliothek (oder dem Bibliothekssystem), indem er die Bestände und deren Indices nach Beziehungen und Mustern sucht und indem er neue Muster und Beziehungen schafft.
Eine nicht ganz unähnliche Phantasie der Bibliothek findet sich bei Michel Foucault:

> *Das Imaginäre [...] dehnt sich von Buch zu Buch zwischen den Schriftzeichen aus, im Spielraum des Noch-einmal-Gesagten und der Kommentare; es entsteht und bildet sich im Zwischenraum der Texte. Es ist ein Bibliotheksphänomen.*[57]

> *Sie setzt in einem bestimmten Raum eine Reihe von Sprachelementen zusammen, die aus bereits geschriebenen Büchern hergestellt und [...] das Nach-Sagen des schon Gesagten sind. Die Bibliothek ist eröffnet, inventarisiert, gegliedert, wiederholt, und neu kombiniert.*[58]

Die „Phantasie" steht im Gegensatz zu dem rigorosen System, das von der Bibliothek vorgegeben wird. Aber innerhalb der Grenzen dieser Ordnung gibt es eine unzählige Zahl an Kombinati-

[51] Capurro, *Medienwirklichkeit versus Bibliothekskultur*, 247.
[52] *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 16.4.2002, 43.
[53] Die Dewey-Dezimalklassifikation (DDC) ist die international am meisten verbreitete Universalklassifikation. Siehe http://www.oclc.org/fp/ Stand: 27.7.2002.
[54] Capurro, *Medienwirklichkeit versus Bibliothekskultur*, 249.
[55] Aby Warburg (1866-1929) gilt als Begründer der Ikonologie und entwickelte die Perspektive einer Erweiterung der Kunstgeschichte zu einer umfassenden, interdisziplinär angelegten Kulturwissenschaft.
[56] Ulrich Raulff: *Die Bibliothek will immer neu aus Alexandria zurückerobert werden.* http://www.goethe.de/ms/bud/biblio/de_bk4.htm. Stand: 2.4.2002.
[57] Foucault, Michel: *Eine Phantasie der Bibliothek.* In: Gustave Flaubert: *Die Versuchung des heiligen Antonius.* Frankfurt 1966, 222.
[58] w.o. 244.

[59] Gary P. Radford: *Positivism, Foucault and the Fantasia of the Library: Conceptions of Knowledge and the Modern*

onsmöglichkeiten der Zwischenräume zwischen den Texten.[59] In der Foucault'schen Konzeption institutionalisiert die Bibliothek die Odnung der Texte, die die Zwischenräume schafft, in denen Wissen gefunden werden und mit Bedeutung versehen werden kann.[60] Wissen ist primär durch die Grenzen dessen strukturiert, was innerhalb bestimmter historischer Punkte im Hinblick auf einen bestimmten Diskurs sagbar ist. Institutionen legitimieren den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, indem sie die Texte zueinander in Beziehung setzen. Die Bibliothek als Institution, die Texte arrangiert, wird zu einer Komponente in der Legitimierung einer bestimmten Ordnung des Diskurses.

Foucault führt unter anderem den Begriff der „Heterotopie" für die Bibliothek ein.

> *Es gibt gleichfalls [...] wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplazierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind, gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte, wiewohl sie tatsächlich geortet werden können. Weil diese Orte ganz andere sind als alle Plätze, die sie reflektieren oder von denen sie sprechen, nenne ich sie im Gegensatz zu den Utopien die Heterotopien.*[61]

Heterotopien sind diejenigen Orte in einer Gesellschaft, die deren Struktur ganz oder zum Teil zu ihrem eigenen internen Ordnungsprinzip machen oder dieses interne Ordnungsprinzip gegen angenommene Unordnung in der Gesellschaft wenden. „Die Heterotopie vermag an einem einzigen Ort mehrere Räume, mehrere Plazierungen zusammenzulegen, die an sich unvereinbar sind."[62]

Fazit: Die Bibliothek ist ein unmöglicher Ort!

Mag. Bettina KANN (1970)
Studium der Geschichte und Fächerkombination mit Schwerpunkt Forschungsreisen des 18./19. Jh., seit 1993 Mitarbeiterin an der Österreichischen Nationalbibliothek im Bereich Internet, Datenbanken und Neue Medien.

Library Experience. In: Libary Quarterly 62 (1992), Nr.4, 419.

[60] w.o. 418.

[61] Michel Foucault: *Andere Räume.* In:ders.: *Botschaften der Macht. Der Foucault-Reader: Diskurs und Medien.* Stuttgart 1999, 149.

[62] Radford, *Positivism*, 418.

Von der Leichtigkeit des Recherchierens

Einige kritische Anmerkungen zum wissenschaftlichen Arbeiten im Internet

Peter Malina

Wichtig ist, daß man das Ganze mit Spaß *macht [...]. Es liegt eine Art sportliche Befriedigung in der Jagd auf einen Text, der nicht aufzufinden ist, es bereitet eine rätselhafte Befriedigung, nach langem Nachdenken die Lösung für ein Problem zu finden, das unlösbar schien. Ihr müßt die Arbeit als Herausforderung auffassen.*[1]

Wer die Welt des geschriebenen Buches und der ihr eigenen Ordnungs- und Suchsysteme (Bibliotheken, Kataloge ...) verlässt und sich in die elektronische Welt des Internet begibt, hat sich mit einer Reihe grundsätzlicher Fragen auseinander zu setzen, die nicht bloß formaler, sondern auch inhaltlicher und struktureller Natur sind. Es muss ihm klar sein, dass er nun in eine andere Realität eintaucht, deren Regeln nicht unbedingt den bisher gewohnten entsprechen. Für Norbert Bolz, den Autor des Buches *Am Ende der Gutenberg-Galaxis*, hat die Welt des Buches noch einen selbstverständlichen Realitätsbegriff. In den Neuen Medien aber tritt an die Stelle der Wirklichkeit die „Konstruktion", und Linearität wird von der Darstellungsform der „Konfiguration oder Konstellation" abgelöst.[2] Im Folgenden soll versucht werden, an einigen ausgewählten Beispielen die Möglichkeiten, aber auch die Schwierigkeiten, die Wege und Irrwege der Recherche im Internet darzustellen. Die konkreten Beispiele sind der Rechercheprаxis der Fachbibliothek für Zeitgeschichte an der Universität Wien entnommen.

1. Nutzen und Probleme des Internet: „... das große Paradigma der Datenverarbeitung ist heute Cut & Paste ..."

Mit dem Internet wird eine Vision Wirklichkeit, die mit den traditionellen Möglichkeiten der Kommunikation nicht oder nur sehr schwer zu verwirklichen war: die „Scientific Society". In der „virtuellen Universität" des World Wide Web ist es möglich, grenzüberschreitend und ortsunabhängig zu „studieren", sich Quellen und Texte zugänglich zu machen, in Bibliotheken und Archiven zu stöbern, die es – so – gar nicht gibt. Austausch von Information, Mitarbeit an Projekten, Publizieren etc. erhält in dieser „schönen neuen Welt" eine neue Qualität. Die Implementierung der Hypertexttechnik war die Voraussetzung dafür, durch die Verknüpfung verschiedenster, zunächst nicht zusammenhängender Textbausteine gänzlich neue Zugangsweisen zu den im Web gespeicherten „Texten" zu schaffen und neue Recherchetechniken anzuwenden: Nun erst ist es machbar, von einem elektronischen (Bibliotheks-) Katalog zu einem anderen zu „springen", von einer Datenbank zu einer ganz anderen zu wechseln und sich von zunächst sehr allgemeinen Informationen zu immer spezielleren und differenzierteren scheinbar mühelos durchzuarbeiten.[3]

Die Entprofessionalisierung und damit die Demokratisierung des Recherchierens im Internet hat allerdings dort ihre Grenzen, wo es darum geht, aus der Unmenge von Informationen die relevanten herauszufinden. Hier werden immer noch professionelles Wissen und Fähigkeiten gefordert sein. Es wird bei komplexen Fragestellungen nicht genügen, einen beliebigen Begriff als Suchbegriff zu formulieren, will man nicht riskieren, dann tatsächlich auch beliebige Antworten und Ergebnisse zu erhalten. Eine wesentliche Voraussetzung für die effiziente Nutzung der Ressourcen des Internet ist es daher, sich von den traditionellen Techniken bibliothekarisch-bibliographischen Recherchierens zumindest teilweise zu

[1] Umberto Eco: *Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. Doktor-, Diplom- und Magisterarbeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften.* Heidelberg 1988 (UTB 1512), 265 – 266.

[2] Norbert Bolz: *Am Ende der Gutenberg-Galaxis.* In: *Online-Mitteilungen*, Nr. 61, Juni 1998. http://www.uibk.ac.at/sci-org/voeb/bolz.html. Stand: 4.07.2002.

[3] Rafael Ball/Ursula Küsters-Schah: *Bibliographieren und bibliographische Instrumente im Spannungsfeld traditioneller und neuer Medien.* In: *Bibliothek. Forschung und Praxis*, Jahrgang 22 (1998), Nr. 3, 328. Internet-Version: www.bibliothek-saur.de/1998_3/324-331.pdf.

Hypertext für Historiker

Die geradezu schon „klassisch" gewordene virtuelle Bibliothek, die ein breites Spektrum der Literatur umfasst, ist immer noch der *Karlsruher Virtuelle Katalog*, in dem in einem „Metaindex" die Bestände von Bibliotheken aus dem deutschsprachigen Raum, aber auch der Library of Congress, der Französischen Nationalbibliothek und der British Library in einem Suchvorgang erschlossen sind.[a] Die *Virtual Library Geschichte*[b] hat es sich zur Aufgabe gemacht, die WWW-Angebote im Bereich der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft zu bündeln und übersichtlich zu präsentieren. Die Bestände dieser „Bibliothek", die es so nicht gibt, sind chronologisch beziehungsweise geographisch, thematisch oder nach Spezialgebieten geordnet zugänglich. Der *History Guide* – „an Internet-based subject gateway to scholarly relevant information in history with a focus on Anglo-American history and the history of Central and Western Europe"[c] – erschließt die komplementäre Literatur Großbritanniens, Nord-Amerikas, des Commonwealth, Irlands, Canadas und Australiens. Einen erprobten, vielfach vernetzten Einstieg auch in die Zeitgeschichte bietet das H-Net, das seine Aufgaben so definiert: „An international consortium of scholars and teachers, H-Net creates and coordinates Internet networks with the common objective of advancing teaching and research in the arts, humanities, and social sciences. H-Net is committed to pioneering the use of new communication technology to facilitate the free exchange of academic ideas and scholarly resources."[d]

[a] http://www.ubka.uni-karlsruhe.de/kvk.html. Stand: 4.7.2002.
[b] http://www.phil.uni-erlangen.de. Stand: 4.7.2002.
[c] http://www.historyguide.de/ Stand: 4.7.2002.
[d] http://www2.h-net.msu.edu/about/ Stand: 15.6.2002.

lösen und zur Kenntnis zu nehmen, dass Suchen nach Informationen im Netz zwar „leichter", aber gleichzeitig auch entscheidend „anders" ist.

Wer im Netz recherchiert, muss sich auch darüber im Klaren sein, dass das Internet zwar Informationen verspricht, tatsächlich aber „nur" Daten zur Verfügung stellt, die von den Benützern/Benützerinnen erst „ediert" – das heißt, auf ihre Relevanz und Qualität geprüft – werden müssen. Dies kann vor allem dort ein Problem werden, wo es um die politische Einschätzung von Ereignissen, Daten und Fakten geht. Wer im Bereich Zeitgeschichte forscht, wird beispielsweise immer wieder auf Web-Seiten stoßen, die zunächst durchaus wissenschaftlich fundiert zu sein scheinen, beim zweiten Durchsehen aber deutlich dem rechtsextremen Spektrum zuzurechnen sind.[4]

Mit der Möglichkeit, im Hypertext neuen, „eigenen" Text zu schaffen, gerät der Nutzer freilich notwendigerweise in Konflikt mit den traditionellen Usancen der Nutzung von Texten, die immer auch den Nachweis des Genutzten und die Überprüfbarkeit der verwendeten „Quellen" mit einschloss.

Die Praxis zeigt, dass sich auch im akademisch-wissenschaftlichen Bereich manche durchaus mit Erfolg und überaus findig der neuen Möglichkeiten bedienen: Da werden Informationen aus dem Internet heruntergeladen – und niemand fragt, woher diese kommen; da werden Zitate aus dem Internet verwendet – und niemand fragt sich, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, die Originalquellen zu benutzen; da werden Literaturlisten kopiert – und die Frage nach der Relevanz und dem Nutzen bleibt ebenso offen wie die Angabe der Quelle, woher dieses oft überraschend präzise Wissen eigentlich stammt. Das problemlose und bequeme Suchen nach Informationen macht wohl die Attraktivität der Internetmedien aus, wobei durchaus auch außerwissenschaftliche Motive anzunehmen sind. In *Paweks Online Magazin* wird die Faszination des Surfens im Internet – durchaus plausibel – so begründet:

> *Denn Surfen ist nichts anderes als ein Herumstöbern in anderer Leute Sachen, wie man es schon als Kind am liebsten unbeobachtet tat. Wie das Durchwühlen von Müllhalden oder vergessenen Dachbodenkisten erhält auch das Surfen im Internet seinen Reiz aus der Hoffnung, Unerwartetes, Seltenes, Obskures und vielleicht sogar Kostbares zu finden. Während aber diesem Herumstöbern im realen Abfall, in dunklen Kellern, ja sogar in ehrwürdigen Archiven etwas Muffiges anhaftet, gilt Internetsurfen als schick und in. Allein die Sprache verwandelt eine uralte und keineswegs bewunderte Leidenschaft des Menschen in eine beneidete, attraktive Tätigkeit.*[5]

[4] Brigitte Bailer-Galanda (Red.): *Das Netz des Hasses. Rassistische, rechtsextreme und neonazistische Propaganda im Internet.* Wien 1997; Bernd Nickolay: *Rechtsextremismus im Internet – Ideologisches Publikationselement und Mobilisierungskapital einer rechtsextremen sozialen Bewegung?* Würzburg 2000 (*Spektrum Politikwissenschaft* 14); Andrea Schweighofer: *Rechtsextremismus auf dem Internet.* Dipl.Arb. Wien 2000; Rainer Fromm: *Rechtsextremismus im Internet. Die neue Gefahr.* München 2001.

[5] *Paweks Online-Magazin 1999.* http://www.planet-unterkommt/karl.pawek/Internet.htm. Stand: 14.03.00.

Für Dieter E. Zimmer hat das Internet daher einen im Grunde notwendigerweise „parasitären" Charakter, denn Hypertext mache es möglich, Texte zu verfassen, ohne sie schreiben zu müssen.[6] Damit ist auch die Möglichkeit gegeben, sich in der nicht elektronischen Welt der geschriebenen Texte der im Netz gesammelten Information zu bedienen, ohne die Quelle anzugeben, und auf diese Weise Originalität zu simulieren. Trotz der Fülle stets „neuer" Informationen ist das Ergebnis dieser Nutzung bedenklich, da auf diese Weise permanent eine Wiederholung des schon Bekannten, aber wenig Neues produziert wird. Für Nach-Denken ist dann – so die kritische Bemerkung des Internet-Kritikers Clifford Stoll – wenig Platz:

> *In der Vergangenheit kam zuerst das Denken, dann das Schreiben. Das große Paradigma der Datenverarbeitung ist heute Cut & Paste. Aber das kann man genauso gut auch plagiieren oder stehlen nennen. Es ist nicht kreativ. Das Wichtige beim Schreiben – wie bei der Wissenschaft – ist aber Kreativität. Daher frage ich mich ernsthaft, ob Computer die Kreativität fördern können.*[7]

2. Hypertext und Multilinearität: „... Lesen wird zum Navigieren ..."

Wer im Internet recherchiert, bewegt sich in einem „Text", der beliebig erweitert, verändert, umstrukturiert und in seinen Teilen neu zusammengesetzt werden kann. Im World Wide Web erhält das Recherchieren insofern eine andere Qualität, als die Recherchierenden nun nicht mehr an die Linearität der herkömmlichen Recherchevorgänge und der damit gegebenen Rechercheprаxis gebunden sind. Da Hypertext keine straffe hierarchische Struktur wie gedruckte Texte besitzt, müssen die Zentren des Textes vom Benutzer selbst konstruiert werden. Die Multilinearität im Hypertext macht es möglich, mehrere, sich widersprechende Standpunkte in einen „Text" einzubinden, sie gleichwertig und gleichzeitig – auf der gleichen Ebene – zu präsentieren und die Auswahl dem Nutzer selbst zu überlassen. Statt linear entwickelter und dargebotener Ideenstränge bekommt der Leser im Hypertext vernetzte Informationen und Text-Stücke angeboten, die er selbst zu seinem „Text" zusammenfügen kann.

> *Da Hypertext der straff hierarchischen Strukturierung, die für gedruckten Text so charakteristisch ist, entbehrt, gibt es kein innerhalb der Struktur des Hypertext verankertes, fixes Zentrum des Textes; die Zentren des Textes werden vom Nutzer in seinem eigenen Kopf konstruiert, ganz den Bedürfnissen und den Assoziationen des Nutzers entsprechend [...] Dies bedeutet, daß es*

Von Schülern und ihren Meistern

Es ist ein bemerkenswertes, nicht ganz verständliches Phänomen, dass Diplomarbeiten und Dissertationen von der wissenschaftlichen Forschung weitgehend vernachlässigt werden. Das mag zum Teil daran liegen, dass sie in der Regel – so nicht eine spätere Druckfassung vorliegt – nur in drei Exemplaren (an dem Institut, wo sie betreut wurden, an der jeweiligen Universitätsbibliothek und an der Österreichischen Nationalbibliothek) zur Verfügung stehen. Unverständlich ist dieses Faktum dennoch, da in diesen „Schüler"-Arbeiten (die vielfach auch von ihren „Meistern" nicht wahrgenommen werden) durchaus interessante und innovative, auf jeden Fall aber brauchbare Informationen zu finden sind. Wer zum Beispiel zu Jörg Haider und der FPÖ arbeitet, kann gegenwärtig (Juli 2002) auf insgesamt 14 (Jörg Haider) beziehungsweise 42 (FPÖ) Hochschulschriften zurückgreifen, die sich im engeren oder weiteren Sinne mit diesen beiden politischen Phänomenen auseinandersetzen. Zu finden sind hier – um das inhaltliche Spektrum anzudeuten – eine Arbeit über die Wählerschaft Jörg Haiders[e], eine Untersuchung über die Wahlrede Haiders vom 10. Oktober 1996[f], eine Argumentations- und Diskursanalyse eines Club II zum Haider-Ausspruch von der österreichischen Nation als „ideologischer Mißgeburt"[g], eine unter dem Aspekt der rhetorischen Hermeneutik unternommen Analyse von „Haiders Welt"[h], und ein Vergleich Jörg Haider – Jean-Marie Le Pen – Franz Schönhuber[i].

[e] Karin Hlavin-Schulze: *Wer wählt Haider? Annäherung an eine Wählergruppe.* Diplomarb. Univ. Wien 1995.

[f] Birgit Lederer: *Die Wahlrede Jörg Haiders vom 10. Oktober 1996. Eine textanalytisch-stilistische Untersuchung.* Diplomarb. Univ. Wien 1998.

[g] Bernd M. Matouschek, 1989: *„Die österreichische Nation ... eine ideologische Mißgeburt?" Argumentations- und Diskursanalyse eines Club II.* Diplomarb. Univ. Wien 1989.

[h] Péter Zoltán: *Haiders Welt (rhetorische Hermeneutik).* Diplomarb. Univ. Wien 1999.

[i] Gerlinde Wassermann: *Jörg Haider im Vergleich mit Jean-Marie Le Pen und Franz Schönhuber.* Diplomarb. Univ. Wien 1996.

[6] Dieter E. Zimmer: *Die Bibliothek der Zukunft. Text und Schrift im Zeichen des Internet.* München 2001 (Ullstein-Buch 36283), 84 – 85.

[7] *Im Tunnel der Mittelmäßigkeit. Interview mit Clifford Stoll.* http://members.aol.com/wkoser/stoll.htm. Stand: 4.7.2002.

> *im Hypertext zwar Zentren gibt, daß diese aber, ebenso wie die Struktur des Textes insgesamt, von Flüchtigkeit geprägt sind und daß das Setzen oder auch Verschieben dieser Zentren des Textes in der Hand – beziehungsweise ‚in the mind' – des Benutzers liegt, und nicht von vornherein von einer Autorenperson festgelegt ist.*[8]

In diesem Prozess der Aneignung verschiedenster „Texte" werden die „Leser" von Internet-Seiten zu „Navigatoren", die sich in der Weite des World Wide Web trotz aller angebotenen Suchhilfen selbständig zurechtfinden müssen:

> *Für den Rezipienten bedeutet dies die Möglichkeit, auf der Ebene einer größeren Auswahl von möglichen Bedeutungen und größeren Sinneinheiten Bedeutungen und Zusammenhänge herstellen zu können. Auch in diesem Zusammenhang wird deutlich, daß der Nutzer/Leser bei der Rezeption von Hypertext in gewissem Sinne selbst Anteil an der Autorschaft hat: indem er selbst einen individuellen Hypertext herstellt, also Textstücke zu neuen Sinneinheiten verbindet, kreiert er neuen Text.*[9]

Elektronische Medien bieten die Möglichkeit zur Hybridbildung aus Fernsehen, Video, Fotografie, traditioneller computerunterstützter Textverarbeitung und Sprache, wobei jeweils digitalisierte Daten als Ausgangsbasis dienen:

> *Hypertext verwirklicht im Gegensatz zum Buch Nichtlinearität in unbegrenzten Datenmengen, da durch die Vernetzung von Computern auch die Menge der intertextualisierbaren Daten ins Unermeßliche ansteigt. Hypertext bietet die Möglichkeit der Rekursivität, also an einer beliebigen Stelle des insgesamt angebotenen ‚Textes' einzusteigen und an jeden anderen beliebigen Punkt des Textes zu navigieren, also sich gleichsam dreidimensional in den Datenmengen zu bewegen.*[10]

Vernetzte Texte lassen dem Leser die Freiheit, seinen Text selbst zu strukturieren, und sie geben dem Recherchierenden die Möglichkeit, sich seinen „eigenen" Bibliothekskatalog zusammenzustellen – unabhängig davon, wo sich die ihn interessierenden Informationen im Netz befinden. Der auf diese Weise produzierte „Text" wird zu einem „Netz", an dessen Knoten der Leser die Wahl hat, welche Richtung er im weiteren Verlauf seines „Lesens" einschlagen möchte. Der recherchierende „Leser" wird als Ergebnis desselben interaktiven Prozesses zum „Produzenten" von Information, aber auch zum „Bibliothekar", der sich seine eigene Bibliothek zusammenstellt und die dazu notwendigen Rechercheinstrumente selbst organisiert.

Hypertext und Hypermedia generieren verschachtelte Texte, in denen die zusammenhängende Textstruktur zugunsten einer komplexen „Verschachtelung" von Informationen aufgegeben wurde. Für historische Recherchen ist diese Form der Textpräsentation ungewohnt und – zumindest teilweise – nicht immer praktikabel. Das online angebotene *Lexikon zur Zeitgeschichte im Internet* will daher eher traditionell strukturierte Fließtexte erzeugen, die zwar die Möglichkeit bieten, zusätzliche Informationen über Links anzufordern, aber dennoch einer einheitlichen „Logik" folgen. Begründet wird dies mit dem Hinweis auf die Verfahrensweise der Geschichtswissenschaft, der es ja darum gehe, komplexe, zeitlich ablaufende Phänomene in einem Nacheinander von Erzählungen und Analysen darzustellen.[11]

Allerdings – Ferenc Becker hat das in seinem Beitrag *Internet-Suchmaschinen* aus bibliothekarischer Sicht formuliert – kommt noch eine wesentliche Schwierigkeit dazu: Statt die Information, wie es den Prinzipien des Hypertext entspricht, in kleine Bausteine/Module zu unterteilen und diese an geeigneten/notwendigen Stellen mit anderen zu verbinden, um inhaltliche Zusammenhänge im Netz herzustellen, findet sich im Netz eine Vielzahl von „Dokumenten" (Seiten), die nach herkömmlichen Mustern gestaltet sind und – ähnlich wie gedruckte Informationen – aus längeren Textpassagen, mitunter auch aus kompletten Publikationen bestehen. Aus der Notwendigkeit, das im Netz gespeicherte Wissen „geordnet" und übersichtlich zugänglich

[8] *Non-lineare und non-hierarchische Struktur elektronischen Textes.* http://www.geocities.com/Athens/Olympus/9147/mag212.html. Stand: 4.7.2002.

[9] *Non-lineare und non hierarchische Struktur elektronischen Textes.* http://www.geocities.com/Athens/Olymps/9117/mag212.html. Stand: 14.3.00.

[10] Bolz: *Am Ende der Gutenberg-Galaxis.*

[11] *Lexikon zur Zeitgeschichte im Internet (LeZI).* http://www.uni-saarland.de/gg14rhah/Lexikon/Editorial/editoria.htm. Stand: 26.5.2002.

Begriffe als Zugang zur Vergangenheit

Mit einem differenzierten Bewusstsein von Geschichte und sicherlich unter dem Druck – auch – der medialen Öffentlichkeit haben Begriffe in den bibliothekarischen Sprachschatz Eingang gefunden, die bis dahin nur zögernd verwendet wurden. Ein gutes Beispiel dafür ist der Begriff „Vergangenheitsbewältigung". Noch 1988 (!) war an der Universitätsbibliothek Wien kein Buch im Katalog zu finden, das sich – in der Sprache des Katalogs – mit „Österreich – Geschichte – Bewältigung" beschäftigte.[i] In dem damaligen Zettel- (Schlagwort-)Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek fand sich unter der Eintragung „Vergangenheitsbewältigung: Beiträge" eine Publikation aus dem Jahre 1968 *War ich ein Nazi?*. Unter „Vergangenheitsbewältigung – bell." konnte ein Roman von Uta Danella *Vergiß, wenn Du kannst* gefunden werden. Die Karteikarte *Vergangenheitsbewältigung: Deutschland (BRD)* enthielt einen Verweis auf die Publikation von Alexander und Margarete Mitscherlich *Eine deutsche Art zu leben* aus dem Jahre 1970. Von der österreichischen „Art", mit seiner Vergangenheit zu leben, war damals – nicht nur im Schlagwort-Katalog – noch keine Rede. Seither hat sich manches geändert: Wer jetzt im elektronischen (Gesamt-)Katalog der österreichischen wissenschaftlichen Bibliotheken unter dem kombinierten Schlagwort „Vergangenheitsbewältigung" / „Österreich" sucht, wird (Stand: 04.07.2002) exakt 89 „Treffer" erzielen. Die Trefferzahl wird mit 97 noch höher, wenn in allen Feldern unter den Begriffen „Vergangenheitsbewältigung" und „Österr*" gesucht wird.

[i] Peter Malina: *„Vergangenheitsbewältigung". Erfahrungen mit Datenbanken und Informationssystemen.* In: *VÖB- Mitteilungen*, Jahrgang 41 (1988), Nr. 1, 11.

zu machen, entstanden daher gleichzeitig dazu systematische Internet-Kataloge, die allerdings nur teilweise die erprobten und durchdachten Systematiken des professionellen bibliothekarischen Informations- und Dokumentationswesens berücksichtigen. Die Folge dieser unsystematischen, selbst den eigenen „Regeln" des Netzes nicht entsprechenden Texte ist, dass das Netz immer unübersichtlicher wird und immer notwendiger entsprechende Such-„Maschinen" benötigt, um ein einigermaßen orientiertes Wissen anzubieten.[12]

Die Faszination und der Erfolg elektronischer Informationssysteme beruht sicher auch darauf, dass digital gespeicherte Information außer dem Speicherplatz auf den Speichermedien und der beanspruchten Übertragungskapazität in den Leitungen keinen Platz benötigt. Die Information lässt sich schnell und leicht verändern und über Datennetze überallhin ebenso schnell und leicht verteilen. Elektronische Information ist in ständiger Bewegung. Das Ergebnis dieser „Unkörperlichkeit" und „Flüssigkeit" der digitalen Information, die wesentlich zu deren Attraktivität beitragen, ist allerdings nicht immer ein Vorteil, da damit auch ein großes Maß an Unbeständigkeit und Unsicherheit verbunden ist. Dazu kommt, dass die neuen virtuellen Bibliotheken verschiedensten Störungen ausgesetzt sind: die Rechner und Peripheriegeräte werden von „Krankheiten"/„Viren" und (technischen) Gebrechen befallen, Server müssen gewartet oder ersetzt werden, im Zuge der raschen technischen Entwicklung nimmt die Veralterung der Geräte permanent zu, der Informationstransfer führt gar nicht so selten zu Informationsverlust, und Informationen stehen auf den Servern nicht unbegrenzt lange zur Verfügung.

3. Erinnern und Vergessen: „... the requested object does not exist on this server ..."

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, dass im Internet, das einerseits permanent Neues bietet, auch vieles „vergessen" wird oder nicht mehr aufzufinden ist, dass es im Grunde beständig „vergreist". Information geht immer wieder „verloren" oder kann nicht mehr wiedergefunden und nur mehr mühselig rekonstruiert werden: Die gar nicht so selten anzutreffende Meldung „Not found. The requested object does not exist on this server" beispielsweise signalisiert, dass die angegebene Seite nicht mehr vorhanden oder keine entsprechende „Umleitung" eingerichtet worden ist. Das Internet ist ein überaus „vergessliches" Speichermedium, das durch den Gegensatz zwischen „gespeichert" und „vergessen" charakterisiert ist. Elektronischen Gedächtnisspeichern ist nicht prinzipiell zu trauen, Skepsis ist hier notwendigerweise am Platz. Auch deswegen, weil die Konservierung dieser Information von „immer währendem Gewoge"[13] noch keineswegs gesichert ist. Dazu kommt, dass auch die Frage des

[12] Ferenc Becker: *Internet-Suchmaschinen. Funktionsweise und Beurteilung.* In: *Bibliothek. Forschung und Praxis*, Jahrgang 23 (1999), Nr. 2, 205. http://webdoc.gwdg.de/edoc/aw/bfp/1999_2/205-215.pdf Stand: 4.7.2002.

[13] Zimmer, *Die Bibliothek der Zukunft*, 13.

Zugangs und der Erschließung der dort gespeicherten Information noch nicht hinreichend und überzeugend gelöst ist. Klaus Dieter Lehmann hat in seinem im Netz publizierten Beitrag *Das kurze Gedächtnis digitaler Publikationen* die vorherrschende Form des neuen Wissens als das „flüchtige, transitorische, nutzorientierte Wissen" bezeichnet: Die im World Wide Web zugängliche Information ist theoretisch zwar nicht zerstörbar, sehr wohl aber das Medium, in dem sie abgelegt ist.[14]

Unschärfe als Tugend

In den herkömmlichen, nicht-elektronischen Katalogen war es notwendig, die Frage möglichst präzise zu formulieren. In elektronischen Katalogen hingegen kann Redundanz/„Unschärfe" geradezu zu einer Tugend werden. Unschärfe heißt ja auch Ähnlichkeit und bedeutet auch Abweichen vom Gleichen. Sucht man beispielweise unter dem exakten Schlagwort „Mauthausen <Oberösterreich>" /Konzentrationslager, so erhält man 105 bibliographische Hinweise. Die „einfache", unexakte Suche mit den Begriffen „Mauthausen"/"Konzentrationsl*" ergibt um einiges mehr, nämlich 119 Treffer. In diesem Sinne führen „unscharfe" Fragen zwar dazu, dass – auch – manches gefunden wird, das man eigentlich nicht haben möchte; gleichzeitig aber eröffnet sich die Möglichkeit, das zu finden, was man – auch – finden wollte. So gesehen bringt Unschärfe in Suchfragen neue, abweichende, ergänzende, vielleicht auch überraschend neue Informationen.[k)]

[k)] Simone Fühles-Ubach: *Analysen zur Unschärfe in Datenbank- und Retrievalsystemen – unter besonderer Berücksichtigung der Redundanz.* Diss. Humboldt-Univ. Berlin 1997. Kapitel 2: *Unschärfe aus bibliotheks- und informationswissenschaftlicher Sicht.* http://hub.ib.hu-berlin.de/~wumsta/ubach/kap2_1.htm. Stand: 15.06.2002.

Die Eigenschaft der Flüchtigkeit allerdings nimmt der im Internet gebotenen Information Wesentliches von der Aura, die dem traditionellen gedruckten oder geschriebenen Text bisher anhaftete. Internet-Texte sind permanent veränderlich, wobei allerdings – im Gegensatz zum nur einmal gedruckten Text – diese Veränderung nicht so leicht – in vielen Fällen gar nicht – nachvollzogen werden kann:

> *Anders als zum Beispiel beim Einfügen von Anmerkungen in gedruckten Texten bleibt der ursprüngliche Text nicht als geschlossene Einheit erkennbar bestehen, die Veränderung kann spurlos geschehen, der Weg hin zur momentanen Form des Textes ist nicht mehr nachvollziehbar, oder zumindest nur, wenn der Nutzer die Veränderung kennzeichnet.*[15]

Elektronische Speichermedien bieten die Möglichkeit, Texten jeweils verschiedene, veränderbare „Geschichten" zu geben. Im *DatenDandy* – einer vergnüglichen und kritischen Analyse (so der Untertitel) von „Neuen Medien, New Age und Technokultur" sind dazu einige alptraumhafte Anweisungen nachzulesen: „kill-files" lassen Quellen und Beispiele aus der Zeit löschen und damit aus dem Gedächtnis verschwinden; ein „quotation eraser" entfernt aus dem Text alles, was zwischen Anführungszeichen steht; und mit der Anweisung „skip interdisciplines" wird alles unterdrückt, was nicht zum engsten Wissensgebiet gehört.[16]

Was heute geschieht, kann schon heute im Internet zu finden sein. Es stellt sich aber die Frage, ob das, was gestern geschehen ist, heute noch aufgefunden werden kann:

> *Man kann nicht sicher sein, am Nachmittag unter derselben Adresse vorzufinden – überhaupt je wiederzufinden –, was man am Morgen nach langer Suche aufgespürt hat. Die durchschnittliche Lebensdauer eines Dokuments im World Wide Web beträgt heute 44 bis 70 Tage. Oft weiß man nicht so genau, wo etwas herkommt, nie, welche gut- oder böswilligen Veränderungen es auf dem Weg durchgemacht hat.*[17]

Als im Juli 2000 die Meldung die Medien erreichte, dass *Deja.com*, das größte Usenet-Archiv, seine Server vom Netz genommen hatte, kommentierte das Online-Magazin *Salon* dies

[14] Klaus-Dieter Lehmann: *Das kurze Gedächtnis digitaler Publikationen.* http://home.t-online.de/home/vittorio.klostermann/lehma_02.htm. Stand: 25.8.1999.

[15] Strübel. I.: *Flüchtigkeit und Veränderlichkeit anderer elektronischer Textformen.* http://www.geocities.com/Athens/Olymps/9147/mag2112.html. Stand: 14.3.00. Dort auch eine umfangreiche Sammlung von Links zum Thema.

[16] *Der DatenDandy. Über Medien, New Age und Technokultur.* Mannheim 1994, 209.

[17] Zimmer, *Die Bibliothek der Zukunft*, 12 – 13.

mit den Worten: „Wir verbrennen keine Bücher mehr, wir stöpseln nur die Server aus."[18]

Das auf „Gegenwart" und den flüchtigen Augenblick ausgerichtete Verständnis von „Aktualität", das den elektronischen Medien immanent ist, schafft dann Probleme, wenn es darum geht, rückwärtsblickend Entwicklungen und Geschichte(n) zu dokumentieren und entsprechende Belege vorzulegen oder zur Verfügung zu haben. Für wissenschaftliche Arbeiten, die darauf ausgerichtet sind, möglichst alles vollständig zu erfassen und nichts zu vergessen, ist die „Vergesslichkeit" des Netzes daher eine permanenten Herausforderung und eine Quelle von Misstrauen und Kritik. Harald Weinrich hat zur Bewältigung dieses Dilemmas den Mut zum „Oblivionismus" vorgeschlagen, das heißt, die Bereitschaft, anzuerkennen und anzunehmen, dass auch in der Wissenschaft „Vergessen" notwendig und durchaus normal ist – gerade angesichts eines Informationsangebotes, das sich permanent steigert und kaum mehr zu überblicken ist:

> *Was ist da zu tun? Es sollte zunächst, was bisher noch nicht oder fast nicht geschieht, bei jeder Einweisung in die wissenschaftliche Tätigkeit, also in der akademischen Lehre, außer den unerläßlichen Techniken der Informationsbeschaffung auch die subtile Kunst der Informationsabweisung gelehrt werden. Denn die Wissenschaft ist heute ohne eine deutliche Vergessenskomponente nicht mehr praktikabel.*[19]

In dieser Situation stellt sich freilich die Frage, wie unter den vielen, stetig wachsenden Informationen jene herauszufiltern sind, die tatsächlich geeignet sind, Denken voranzubringen und „Neues" zu produzieren. Um sich in der Flut von Informationen orientieren zu können, muss manches ausgeblendet und beiseite gelassen werden. Erst diese „Vergessenskunst" – Weinrich nennt diese informationsgesteuerte Informationsabwehr „Oblivionismus der Wissenschaft" – macht es möglich, mit der chronischen Überinformation an Wissen zurecht zu kommen.[20] Die Radikalität dieser wissenschaftlichen Kunst des Vergessens hat Weinrich am Beispiel von vier aus der Praxis naturwissenschaftlichen Forscherverhaltens gewonnenen „Regeln" formuliert, die in Überzeichnung die Grenzen nützlichkeitsorientierten Recherchierens überaus deutlich vor Augen führen:[21]

- Was in einer anderen als der englischen Sprache publiziert ist – forget it;
- Was in einer anderen Textsorte als der eines Zeitschriftenaufsatzes publiziert ist – forget it;

Wie unterschrieben Globocnik und Kaltenbrunner?

Die Möglichkeiten des Netzes sind dort überzeugend, wo es darum geht,sich sehr – oder möglichst – rasch Detailinformationen zugänglich zu machen, und wo Suchen auf konventionellem Wege zu aufwändig und vielfach auch erfolglos sein würde. Dies trifft beispielsweise dort zu, wo es darum geht, Details ausfindig zu machen – so sie öffentlich manifestiert sind. Wer zum Beispiel – ein gewiss nicht alltägliches Interesse – die Unterschriften von NS-Funktionären wie Globocnik, Kaltenbrunner und Klausner sucht, wird bei einer (arbeitsintensiven) konventionellen Suche eher erfolglos bleiben. Wohl gibt es eine Reihe von Biographien zu den beiden Erstgenannten, in denen mitunter auch Illustrationen zu finden sind, aber keine Dokumente, die eine Unterschrift enthalten. Im Internet allerdings ist die Suche zumindest teilweise erfolgreich: Das Multimedia Learning Center des Museum of Tolerance (Simon-Wiesenthal-Center Los Angeles) bietet in seinen virtuellen „special collections" ein Dokument an, auf dem die Unterschrift Kaltenbrunners zu finden ist. Für die beiden anderen Signaturen bleibt allerdings nichts anderes als die übliche traditionelle Suche in Bibliothekskatalogen übrig. Globocniks Unterschrift ist auf einem seiner Briefe an Himmler zu finden, den Josef Wulf in seine Dokumentation *Das Dritte Reich und seine Vollstrecker*[l] aufgenommen hat. In einem biographischen Nachschlagewerk zu Kärntner NS-„Größen" findet sich auch ein Eintrag „Klausner", dem zu entnehmen ist, dass die Personalakten als „Gauakt" erhalten sind.[m] Anzunehmen ist, dass dort – sicherlich aber in den Beständen des Deutschen Bundesarchiv/Bestand ehemaliges Berlin Document-Center Berlin – das Entsprechende zu finden sein wird.

[l] Josef Wulf: *Das Dritte Reich und seine Vollstrecker. Die Liquidation von 500.000 Juden im Ghetto Warschau.* Berlin 1961, 268.

[m] Alfred Elste: *Kärntens braune Elite.* 2. Aufl., Klagenfurt, Wien 1997, 70 – 71.

[18] Christoph Drösser: *Drohender Gedächtnisverlust: Deja.com, das größte Usenet-Archiv, hat seine Server vom Netz genommen.* In: *Die Zeit*, 6.7.2000, 34. Vgl. dazu auch den Bericht von Nicole Waschke über die Ergebnisse der Untersuchungen von John Markwell und David Brooks zum Problem unbrauchbar gewordener oder nicht mehr aktiver Links: *„Anzahl gebrochener Hyperlinks nimmt zu"*. http://acce.fhnon.de/Aktuelles/SchwarzesBrett/Gebrochene%20Hyperlinks.htm

[19] Harald Weinrich: *Lethe – Kunst und Kritik des Vergessens.* 3. Aufl., München 2000, 266.

[20] w.o. 266 – 267.

[21] w.o. 267.

- Was nicht in einer der angesehenen Zeitschriften x, y, z publiziert ist – forget it;
- Was vor mehr als ca. fünf Jahren publiziert ist – forget it.

Weinrich hat diesen Verhaltensweisen, die für den Bereich der Sozialwissenschaften nur bedingt, für die Praxis mancher sozialwissenschaftlicher Forschungen allerdings durchaus Geltung haben, zwei weitere hinzugefügt, die als Grundsatz wissenschaftlicher Forschung, die auf Neues ausgerichtet ist, durchaus zu akzeptieren sind:[22]

- Folge dem Hauptstrom der Forschung, alles andere kannst du vergessen;
- Den Hauptstrom der Forschung, dem alle folgen, kannst du vergessen.

Geistes- und Sozialwissenschaften haben – anders als die Naturwissenschaften – keine klar erkennbare, eindeutige Forschungsentwicklung im Sinne eines „Hauptstroms". „Vergessen" als generelle Handlungsanweisung für Recherchen unter den oben genannten Bedingungen ist ihnen daher so nicht möglich.

Das Trivialste (Unbedeutendste), aber auch das „Vergessene" kann sich – so Weinrichs Überlegung – durchaus als Gegenstand der Forschung aufdrängen. Insbesondere in den Geisteswissenschaften könne man es sich nicht leisten, mit „kleinem Gedächtnisgepäck" unterwegs zu sein:

> *Ohne geschichtliche Erfahrung als Sicherung gegen unangenehme Überraschungen aller Art lassen sich die Geistes- und Sozialwissenschaften nicht betreiben.*[23]

Bei geistes- und sozialwissenschaftlich orientierten Arbeiten darf man bei der Informationsbeschaffung als wesentliche Voraussetzung für die Forschung nicht „vergesslich" sein:

> *Zu vergessen sind in den Geistes- und Sozialwissenschaften nicht die vielen in der Welt neben dem Englischen lebenden Kultur- und Wissenschaftssprachen, nicht die zahlreichen neben den Fachaufsätzen bestehenden anderen Gattungen und Textsorten der Wissenschaftsliteratur, nicht die unübersehbar vielen Zeitschriften und Publikationsreihen mit national, regional oder lokal begrenzter Reichweite und vor allem nicht die ältere Forschungsliteratur, aus der heraus Aristoteles oder Averroes, Luther oder Leibniz plötzlich brandaktuell werden können.*[24]

Der Eigensinn des Schlagwortkatalogs

Schlagworte sind im Gegensatz zum „Stichwort", das direkt dem Dokument entnommen ist, standardisierte Begriffe, die nachträglich im Zuge der Schlagwortvergabe gebildet werden. Das Stichwort bleibt sozusagen in der Nähe des Wortschatzes des Dokuments und bietet in der Regel einen breiten Zugang; das Schlagwort hingegen ist aus dem Text extrahierter Inhalt, wobei die inhaltlichen Zusammenhänge zwischen verschiedenen Teilelementen des Textes nicht berücksichtigt und Inhaltszusammenhänge zwischen den einzelnen Schlagwörtern durch ihre alphabetische Anordnung zerstört sind. Schlagwörter geben – auch – die jeweilige Befindlichkeit und Bewusstseinslage der Gesellschaft wieder. Und sie tun dies mit bemerkenswerter Konsequenz mitunter auch gegen das jeweilige wissenschaftliche Bewusstsein. Ein Beispiel dafür ist der Begriff „Rechtsradikalismus", der entgegen den Ergebnissen der fachwissenschaftlichen Diskussionen hartnäckig im Schlagwortkatalog weiter besteht, obwohl, wissenschaftlich begründet, besser der Begriff Rechts-Extremismus zu verwenden wäre. In dieser verqueren Logik ist es nur konsequent, dass die Publikation, in der diese These wissenschaftlich dargelegt wird,[n)] unter der Schlagwortkombination „Österreich / Rechtsradikalismus" zu finden ist.

n) Willibald I. Holzer: *Rechtsextremismus – Konturen, Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze.* Wien 1994.

Sie müssen weiterhin mit dem Gedächtnis – und das heißt auch: mit den immensen Gedächtnisspeichern – paktieren und operieren. Gleichzeitig aber sind sie ebenso wie die Naturwissenschaften den Spielregeln des wissenschaftlichen Oblivionismus unterworfen.[25] In der Online-Version von *DeutschlandRadio* heißt es in einem Kommentar zu Weinrichs Buch *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*:

> *Einer Geistesgeschichte, die sich als Mediengeschichte inszeniert, muß sein Buch hoffnungslos altmodisch vorkommen, eine Botschaft aus einer vergessenen Welt. Alle technischen Verbesserungen*

[22] w.o. 270.
[23] w.o. 270 – 271.
[24] w.o. 270.
[25] w.o. 271.

der Datenverarbeitung seit dem Buchdruck haben nach Weinrich nur einen Zustand erneuert, den schon das erste Aufschreibesystem von allen herbeigeführt hat, die Schrift. Seit man einen Gedanken nicht nur durch Auswendiglernen, sondern auch durch Aufschreiben festhalten kann, hat die Schicksalsgemeinschaft von Erinnerung und Vergessen eine neue, nicht mehr steigerbare Intimität erreicht.[26]

4. Suchen und Finden: Jede Antwort beginnt mit einer Frage

Rafael Ball und Ursula Küsters-Schah haben am Beispiel der Zentralbibliothek des Forschungszentrums Jülich den Paradigmenwechsel bibliographischer Alltagsroutine zwischen den 70er und den 90er Jahren dargestellt und einleitend gemeint:

Angesichts rasant steigender digitaler Datenmengen ist das Bibliographieren nicht überflüssig geworden, sondern notwendiger denn je. Selbstverständlich muß sich der Arbeitsprozeß des Bibliographierens den Herausforderungen neuer Medien, neuer Technik und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten stellen. Die traditionelle Form des Bibliographierens in der Nutzung gedruckter Bibliographien und Referatblätter wird zunehmend ersetzt durch den Einsatz moderner Techniken. Der kausale, lineare Zusammenhang zwischen Informationswunsch, bibliographischem Nachweis und Lieferung der Literatur bleibt jedoch davon unberührt.[27]

Um aus dem immensen Bestand an Informationen, die im Internet in ständig wachsender Zahl und in sich ständig veränderndem Zustand verborgen sind, jene aufzufinden, die wirklich „neu" sind, ist es notwendig, entsprechende Suchstrategien zu entwickeln, die sich teilweise von den Strategien herkömmlicher Literatursuche unterscheiden: In der Kreativität der Frage liegt die Qualität der Antwort. So gesehen sind jeweils immer eher die Fragen als die Antworten zu überdenken. „Jedwede Information beruht auf nichts anderem als auf der richtig gestellten Frage in einer jeweils vorgegebenen Syntax" – und damit – so Walter Umstätter in seinen Reflexionen über die Kunst der Frage – „gibt es zunächst nur einen Grund für falsch gestellte Fragen, den falschen Zusammenhang".[28]

Von der Notwendigkeit und vom Nutzen von Formalismen

Der Schlagwortkatalog wird in der Regel ausschließlich als Fundus für inhaltliche Begriffe gebraucht. Außer Acht wird dabei gelassen, dass die formale Struktur des Schlagwortkatalogs es erlaubt, auch nach Formal-Kategorien zu suchen, die oft überaus hilfreich sein können. Ein ähnliches formales Prinzip bestimmt auch die Österreichische Historische Bibliographie, die ein Suchen nach formalen Kriterien möglich macht. So ist es denkbar, sich zum Beispiel alle seit 1945 in die Österreichische Historische Bibliographie aufgenommenen Ausstellungskataloge herauszusuchen, oder sich alle Bibliographien zusammenzustellen. Im (elektronischen) Schlagwortkatalog bietet zum Beispiel das Form-Schlagwort „Lehrbücher" die Möglichkeit, alle im System vorhandenen Lehrbücher aufzulisten – ohne deren Autoren bzw. deren Titel kennen zu müssen. Andererseits führen die Regeln des Schlagwortkatalogs dazu, dass in bestimmten Fällen Informationen unterdrückt oder nur indirekt erschlossen werden. Dies ist beispielsweise bei Personen der Fall, die nicht zur Prominenz gehören. Ihre Biographie/Memoiren werden in der Regel nicht unter ihrem Namen in den Schlagwortkatalog aufgenommen, sondern mit einer Sache verbunden. Dies stört in der Regel freilich nicht, da bei einer Stichwort-Schlagwort-Suche die betreffenden Titel ohnedies mitgefunden werden.

Ein wesentliches Problem wissenschaftlicher Recherche im Internet besteht darin, dass die angebotenen Suchmöglichkeiten/Suchdienste nur partiell wissenschaftlichen Anforderungen einer kontrollierten und überprüfbaren Recherche entsprechen. Angela Oehler hat in ihrer – übrigens auch im Netz abrufbaren – Magisterarbeit an der Freien Universität Berlin im Fach Informationswissenschaft die Qualität von Suchwerkzeugen im World Wide Web und ihre Tauglichkeit für die wissenschaftliche Recherche untersucht:

[26] Patrick Bahners: *Harald Weinrich. Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens.* Rezension, 1997. http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neu-lit-buch/989.html. Stand: 4.7.2002.

[27] Rafael Ball/Ursula Küsters-Schah: *Bibliographieren und bibliographische Instrumente im Spannungsfeld traditioneller und neuer Medien.* In: *Bibliothek. Forschung und Praxis,* 22 (1998), Nr. 3, 325.

[28] Walter Umstätter: *Die Kunst der Frage.* http://hub.ib.hu-berlin/~wumsta/pub75.html. Stand: 14.3.00.

Im Gegensatz zur relativ geordneten Welt der gedruckten Publikationen ist es jedoch oft schwierig, gezielte Informationen im Internet zu finden. Ursachen sind neben sehr unterschiedlicher Qualität und Zielsetzung auch Charakteristika von Internetdokumenten, wie z.B. die Darstellung als offener, verteilter Hypertext oder ihre leichte Veränderbarkeit.[29]

Als Kriterien für die Tauglichkeit von Internet-Rechercheinstrumenten für die wissenschaftliche Informationssuche führt sie in ihrem Abstract an: den Nachweis qualitativ hochwertiger und glaubwürdiger Ressourcen, die Möglichkeiten präziser bzw. erschöpfender (das heißt ausreichender) Suchvorgänge, die Integrierbarkeit der angebotenen Suchdienste mit anderen Rechercheinstrumenten sowie die Unterstützung des Suchprozesses. Die Problematik in der Nutzung von Internetdokumenten sieht Angela Oehler vor allem in folgenden Bereichen:

- Internet-Dokumente haben – im Gegensatz zur traditionellen gedruckten Information, deren Identifizierung beispielsweise durch ISBN oder ISNN eindeutig gegeben ist – keine dauerhafte „Adresse"und keinen eindeutigen „Namen";

- Internetdokumente haben eine wesentlich höhere „Flüchtigkeit"als traditionelle Printmedien. Da der Publikationsprozess im Internet dezentralisiert (und im Wesentlichen unkontrolliert) erfolgt, ist eine Qualitätskontrolle eher die Ausnahme und die Qualität der gespeicherten Dokumente daher höchst unterschiedlich;

- Internetdokumente unterliegen im Gegensatz zu traditionellen Printveröffentlichungen keiner Archivierungspflicht; weder die Archivierung noch die Erschließung der Dokumente ist generell geregelt;

- Internet-Dokumente entziehen sich der zumindest im Bereich des Bibliothekswesens üblichen (und auch notwendigen) Kontrolle, sowohl was den Input- als auch was den Output-Bereich betrifft. Fazit für Angela Oehler:

Es existiert eine immense Spannbreite der Inhalte und der Qualität der Ressourcen. Dokumente sehr unterschiedlichen Inhalts sind mit dem gleichen Aussehen über das gleiche Medium abrufbar. Im Printbereich läßt sich oft schon durch das Erscheinungsbild, die Gestalt, die Schrift und durch den herausgebenden Verlag feststellen, ob es sich um ein wissenschaftliches Fachbuch, Unterhaltung oder Populärwissenschaft handelt. Diese Unterscheidungskriterien sind im Internet noch nicht im gleichen Maße ausgeprägt. Sie werden dadurch erschwert, daß alle Dokumente über ein Medium angeboten werden.[30]

5: Von der Nützlichkeit des Traditionellen: „... bietet den Trost der Überschaubarkeit ..."

Eine kontrollierte, bibliographisch-wissenschaftlichen Qualitätsmaßstäben entsprechende Suche im Internet wird zusätzlich dadurch erschwert, dass bislang die notwendigen Rechercheinstrumente in ausreichender Qualität – als kontrollierte, „genormte", wissenschaftlichen Ansprüchen und Erfahrungen entsprechende Arbeitsinstrumente – noch nicht genügend vorhanden sind. Im Unterschied zum Printbereich, wo es zum Nachweis gedruckter wissenschaftlicher Information hinreichend Bibliothekskataloge, Bibliographien und – neuerdings – Online-Datenbanken bzw. auf CD-ROM gespeicherte Bibliothekskataloge, Bibliographien etc. gibt, sind elektronische „Publikationen" in der Regel nicht nachgewiesen. Dazu kommt noch folgender, gravierender Sachverhalt:

„Die in gedruckten Sekundärveröffentlichungen verzeichneten Dokumente sind qualitativ ausgewählt und professionell manuell erschlossen worden. Damit liegen grundlegende bibliographische Angaben und häufig auch darüber hinausgehende Informationen über den Inhalt der Dokumente, wie Schlagworte auf der Basis von kontrolliertem Vokabular, Klassifikationscodes, Abstracts usw. vor, die zur Suche herangezogen werden können. Die riesigen, ständig wachsenden und sich verändernden Datenmengen im Internet dagegen machen eine professionelle Erschließung aller Internetdokumente unmöglich."[31]

[29] Angela Oehler: *Informationssuche im Internet. In welchem Ausmaß entsprechen existierende Suchwerkzeuge für das World Wide Web Anforderungen für die wissenschaftliche Suche.* Magisterarbeit im Fach Informationswissenschaft an der Freien Universität Berlin 1998. http://webdoc.gwgd.de/ebook/aw./oehlinfo/mag.htm. Stand: 14.3.00.

[30] *Charakteristika von Dokumenten im Internet im Vergleich zu traditionellen Publikationen.* http://webdoc.gwgd.de/ebook/aw/oehlinfo/mag04.htm. Stand: 14.3.00.

[31] w.o.

Bei der Formulierung der notwendigen Fragen stellt das Internet zwar seine nützlichen Suchmaschinen zur Verfügung. Das Ergebnis dieser in der Regel unstrukturierten Suche ist in vielen Fällen freilich schon deshalb frustrierend, weil es zu viele Antworten („Treffer") gibt. Bibliotheken, Retrievalsysteme und Archive sind daher immer noch zu Rate zu ziehen:

> *Betrachtet man Bibliotheken, Retrievalsysteme oder Archive als großes Arsenale, in denen wir die Waffen gegen unzählige der möglichen Fragen finden können, so sind Bibliothekare, Dokumentare und Archivare Mittler in einem endlosen Frage-Antwort-Spiel. Kataloge, Datenbanken, Klassifikationen und Thesauri sind die Hilfsmittel dieser Frage- bzw. Antwortspezialisten, die im beratenden Gespräch oder im sog. Presearch Interview die Hebammenkunst entwickeln, um die oft unscharfen Fragen ihrer Nutzer sachgerecht zu stellen.*[32]

Zur Formulierung der Frage steht auch dem Benutzer elektronischer Datenbanken mit dem Schlagwortkatalog jenes Mittel zur Verfügung, das sich schon in der konventionellen Literatursuche bewährt hat. Schlagwortkataloge können Bewusstseins- und Begriffs-Schleusen öffnen, und sie lenken die Recherche durch die von ihnen angebotenen Begriffe in bestimmte Bahnen, denen die Recherchierenden in der Regel überaus willig – und wohl auch erleichtert – folgen.

Nach einer Studie des NEC-Research-Instituts hatte das Netz (Stand 1998) mehr als 320 Millionen indexierte Web-Seiten. Allerdings – so der Zusatz – erfassten die wichtigsten Suchmaschinen im Web nur einen Teil der tatsächlich angebotenen Dokumente:

> *The major Web search engines index only a fraction of the total number of documents on the Web. No engines indexes* (sic!) *more than about one third of the ‚publicly indexable Web'.*[33]

Unter diesem Aspekt kann Literatursuche im Internet nur ein durchaus ambivalentes Unternehmen sein: zum Einen, weil man nie sicher sein kann, „alles" gefunden zu haben; zum Zweiten, weil in vielen Fällen einfach viel zu viel gefunden wird und die Auswahl dann schwer fällt; zum Dritten, weil auf jeden Fall etwas gefunden wird – und nicht mehr gefragt wird, ob es noch anderes, vielleicht sogar „Besseres" (sprich: den gestellten Arbeitsaufgaben Entsprechenderes) gibt; und zum Vierten, weil die Relevanz der gefundenen Informationen nicht immer sofort erkennbar ist. Suchmaschinen (bei denen die Konstituierung der erhaltenen Antworten hauptsächlich durch den Benutzer selbst erfolgt) eignen sich vor allem für die Suche nach Individualbegriffen und/oder nach Themen, die sich mit Begriffen sehr klar definieren lassen. Kataloge/Listen hingegen sollten für jene Suchen benutzt werden, die sich auf ein bestimmtes Gebiet beziehen oder wo das thematische Umfeld erfasst werden und die

„Genosse Stalin" ist verschwunden

Die dem Internet immanente Flüchtigkeit macht es möglich, unter Umständen auch vor der eigenen Vergangenheit zu flüchten und Texte „verschwinden" zu lassen. Am 17. Oktober 2000 brachte *Der Standard* folgende Meldung: „Das gute am Internet ist die Geschwindigkeit. Man kann Inhalte sehr schnell öffentlich machen. Oder aber wieder verschwinden lassen. Darum sucht man auf der Homepage der SJ-Wien[o] mittlerweile vergeblich nach der Seite, auf der die SP-Jugend wichtige Sozialisten vorstellt. Denn nicht nur Bruno Kreisky, Rosa Luxemburg oder Nelson Mandela wurden da gefeiert, sondern auch ein gewisser Josef Stalin."[p] Worauf sich die Kritik des *Standard* konkret bezog, kann also im Internet nicht (mehr) nachgeprüft werden. Ob die jetzt ins Netz gestellte Information der SJ zu Stalin unter dem (neuen?) Titel *Linke Biographien* mit dem vom *Standard* inkriminierten Artikel ident ist, beziehungsweise ob und welche Veränderungen vorgenommen wurden, ist nicht nachvollziehbar. Auch im (elektronischen) Archiv des *Standard* ist der Beitrag unter den Stichworten „GenosseStalin" / „SJ" nicht aufzufinden. So bleibt lediglich ein Eintragung auf der Webseite von *widerst@nd! – MUND* vom Montag, dem 23.10.2000, wo in einem Kommentar von Alex und Sandra darauf indirekt Bezug genommen wird: („Ich weiß nicht, was ich von der SJ halten soll, die auf ihrer Homepage Stalin als Sozialisten bezeichnet ..."[q]).

[o] http:// www.sj.wien.at/.
[p] *SJ trennt sich vom „Genossen Stalin"*. In: *Der Standard*, 17.10.2000, 10.
[q] http://mailman.t0.or.at/pipermail/analle/2000-October/000087.html. Stand: 4.7.2002.

[32] Walter Umstätter: *Die Kunst der Frage.*
[33] Steve Lawrence/C. Lee Giles: *How big is the Web? How much of the Web do the search engines index? How up to date are the search engines?* http://www.neci.nj.nec.com/homepages/lawrence/websize.html. Stand: 4.7.2002.

Antwortmenge klein, aber präzise gehalten sein soll.

Kluges Recherchieren ist in Zeiten eines überfließenden Informationsangebots wichtiger denn je. Voraussetzung dafür, sich in der Informationsflut zurecht zu finden, ist nach Jürgen Mittelstraß allerdings eine entwickelte „Urteilskraft, die sicher durch immer weiter wuchernde Bilder- und Informationswelten führt"[34]. Effizientes elektronisches Recherchieren setzt voraus, sich vor dem Bildschirm mit neuen „Seh-Gewohnheiten" und neuen Fertigkeiten vertraut zu machen. Das bringt Mobilität und Komplexität, fördert und ermöglicht ein Denken in Netzwerkstrukturen und erfordert und ermöglicht neue Publikationsformen. Das Publizieren und Abwarten öffentlicher Reaktionen ist – so Norbert Bolz – Vergangenheit. Heute werden Publikationen der Öffentlichkeit unmittelbar zur Kritik angeboten. Wissenschaft entwickelt sich die Richtung „beyond publishing". Dennoch – so seine Prognose – werde die Sehnsucht nach dem Buch bleiben:

> *Das Buch ist das einzige Medium, das den Bedürfnissen der Menschen entspricht. Es bietet den Trost der Überschaubarkeit. Ein Buch beginnt auf der ersten Seite und endet auf der letzten.*[35]

Ausgehend von einer im Grunde eher trivialen Einsicht, dass sich die Welt in eine Informationswelt verwandelt habe, hat Jürgen Mittelstraß in seinen Überlegungen zur Rolle des Bibliothekars als Partner der Wissenschaft darauf aufmerksam gemacht, dass „Information" nicht eigentlich eine Wissensform, sondern eine „Kommunikationsform" sei.[36] Die Un-Menge an zur Verfügung stehender Information führe allerdings zu Kommunikationsstörungen:

> *Was macht man, wenn man ein Buch sucht und eine unendliche (weil ungeordnete) Bibliothek findet? Man verzweifelt angesichts des Unbewältigbaren oder wird widerwillig zum ambulanten Gelehrten. Was macht man, wenn alles schon gemacht scheint? Man wird zum Wiederkäuer. Wo das, was man sucht, auf einem Schlag zur Verfügung steht und vieles mehr, was man nicht gesucht hat oder was man allmählich zu finden hoffte, wo die Information nicht auf den gewohnten und unserem Kopf zuträglichen Wegen kommt, sondern statt des Kopfes den informationsverarbeitenden Automaten, also seinesgleichen, sieht, wo man den Wissenswald vor lauter Informationsbäumen nicht mehr sieht und der forschende Verstand sich ebenso real wie virtuell labyrinthisch bewegt, eignet sich nicht der Kopf die Welt, sondern umgekehrt die Welt, in diesem Falle eine ungeordnete Informationswelt, den Kopf an.*[37]

„Überfluss" hat allerdings auch „Überdruss" zur Folge: Information wird zusehends als „Landplage" erlebt. Ein Ergebnis dieses enormen Zuwachses an Information, die scheinbar unbegrenzt zur Verfügung steht, ist, dass geradezu nichts „Schlimmeres" beim Recherchieren passieren kann, als die Information in Fülle zu erhalten, die man gesucht hat.[38] Um dem Dilemma der unbewältigbaren Verfügbarkeit von Wissen zu entkommen, ist es notwendig, auch in der Recherche neue Wege zu gehen:

> *Forschung, die sich fest auf den Weg vorgegebener Methodologien und Techniken hält, z.B. Literaturlisten, die es abzuarbeiten gilt, ist im Grunde langweilig und meist auch unergiebig. Von diesen Wegen abzuweichen ist daher fast ein Gebot der Forschung selbst, verbunden mit einer sublimen Form des Abenteuers, die sich zumal der Geisteswissenschaftler, in der Opposition von Natur und Geist asketisch auf der Seite des Geistes angesiedelt, gerade noch erlaubt – und konstitutionsmäßig häufig auch wohl gerade noch zumuten kann.*[39]

Dr. Peter MALINA (1941)
Leiter der Fachbibliothek für Zeitgeschichte an der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Information und Dokumentation im Fachbereich Zeitgeschichte; „Erziehung" und Jugend-„Fürsorge" im Nationalsozialismus; Zeitgeschichte als Gegenstand der Kinder- und Jugendliteratur.

[34] Jürgen Mittelstraß: *Der Bibliothekar als Partner der Wissenschaft.* In: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie*, 47 (2000), Nr. 3, 253.
[35] Bolz, *Am Ende der Gutenberg-Galaxis.*
[36] Mittelstraß, *Der Bibliothekar als Partner der Wissenschaft*, 245.
[37] Bolz, *Am Ende der Gutenberg-Galaxis.*
[38] Zimmer, *Die Bibliothek der Zukunft*, 51 – 66.
[39] Mittelstraß, *Der Bibliothekar als Partner der Wissenschaft*, 252.

Goodbye Norma Jean

Kino. Gegenwart. Absolut.

Matthias Michel

– Was verstehen Sie unter „Film"?
– Ein Film ist eine versteinernde Quelle des Denkens. Ein Film erweckt tote Handlungen zum Leben. Ein Film erlaubt es, dem Unwirklichen die Erscheinung der Wirklichkeit zu verleihen.
– Und was nennen sie „das Unwirkliche"?
– Dasjenige, was jenseits unserer dürftigen Grenzen liegt.

– Jean Cocteau, in: *Le testament d'Orphée* (Jean Cocteau, Frankreich 1959, 80 Minuten)

Gewiss, wir protestieren. Wir protestieren mit Recht. Wir protestieren gegen die bedingungslose Kontinuität des Geschehens, gegen die Verbannung auf die Umlaufbahn irgendeines Drehbuchs, gegen den Kleinmut, dass jeder Dialog, jede Handlung, überhaupt jedes Ereignis in der Zeit auf einen säuberlichen Schnitt oder eine behagliche Abblende hinauslaufen und jede Geschichte von vorn beginnen muss, wenn sie zu Ende ist – kurz: Wir protestieren gegen die absolute Gegenwart als einen Bewusstseinszustand, der – oder vielleicht eher: wir protestieren gegen das Kino als Prinzip, gegen das Prinzip Kino sozusagen, durch das sich dieser Bewusstseinszustand in einem Ausmass verbreitet hat, dass – Sie wissen, was ich meine, denken Sie beispielsweise an die Stadt New York, da gab es 1906 nicht mehr als fünf oder sechs, 1908 bereits über fünfhundert Lichtspieltheater, das bedeutet eine Zunahme von zehntausend Prozent in zwei Jahren, und das war ja erst der Anfang, aber ich schweife ab. Und dennoch, bei allem Respekt, machen wir es uns nicht zu einfach, und erlauben Sie mir, das vorab in aller Deutlichkeit festzuhalten: Nur die allerwenigsten wollen in die Zeit zurück. Entgegen der in unseren Kreisen noch immer weit verbreiteten Ansicht ist die absolute Gegenwart nicht ein dermassen unerträglicher Zustand, dass jedes Angebot, in die Zeit zurückzukehren, widerstandslos angenommen würde. Im Gegenteil: Die meisten Zielpersonen schätzen den auf ein Minimum herabgeminderten Existenzzwang, will sagen: die Determination ihrer Erlebniszusammenhänge – können Sie mir folgen? – als überaus kostbare Privilegien. Ausserdem verfügen sie im Normalfall über eine erstaunlich differenzierte, ich würde sogar sagen: eine kritische – ich wiederhole: eine kritische – Einschätzung ihrer Lage. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich stelle hier nicht den Zweck und die Mittel unseres Befreiungskampfs in Frage, ich bin überzeugter Chronizist, aber lassen Sie mich das an einem Fallbeispiel erläutern. Kann ich bitte die erste Einspielung haben? –

1

Dieselbe sanfte Aufblende:

dieselbe Grossaufnahme von meinem Mund, wenn ich eine Zigarette zwischen die Lippen schiebe:

dann derselbe hypnotisch langsame Zoom zurück in die Halbtotale auf das Foyer eines heruntergekommenen Vorstadtkinos, schätzungsweise vor einem halben Jahrhundert erbaut und seither nur notdürftig in Stand gehalten, aber noch immer eine plastische Ode an den pastellfarbenen Charme der Fetten Fünfziger, am rechten Bildrand das enge, in frivolem Rot ausgeleuchtete Kassenhäuschen, über dem auf einem ausgebrannten Monitor der aktuelle Filmtitel vorbeirieselt: *18.30 Goodbye Norma Jean E d/f*, am linken Bildrand die verglaste Drehtür, an der die Tropfen eines Spätsommerregens herabrinnen, daneben die Vitrine des von einer üppigen Schulabgängerin bedienten Snackstands. Die Geräuschkulisse setzt sich aus diffusem Gemurmel und Roy Orbisons *Blue Bayou*[1] zusammen, das irgendwo im Hintergrund aus unsichtbaren Lautsprechern dringt.

Im Auszoomen entsteht der Eindruck, als würde einem der Raum aus allen Richtungen

CREDITS:

[1] *„I feel so bad I've got a worried mind / I'm so lonesome all the time / Since I've left my baby behind / On Blue Bayou / Saving nickles saving dimes / Working till the sun don't shine / Looking forward to happier times / On Blue Bayou / I'm going back someday / Come what may / To Blue Bayou / Where you sleep all day / And the catfish play / On Blue Bayou / On those fishing boats / With their sails afloat / If I could only see / That familiar sunrise / Through sleepy eyes / How happy I'd be / I'll never be blue / My dreams'll come true / On Blue Bayou."* – Roy Orbison / Joe Melson; *Blue Bayou*, 1963.

entgegenplatzen, denn auf den im Lauf der Jahre etwas trüb gewordenen, aber noch immer blickableitenden Spiegelverkleidungen der Wände und Stützpfeiler zerfällt er in zahllose Reflexionen seiner selbst, vervielfacht sich, gibt Konsistenz auf, streitet Struktur ab und enthüllt sich in seiner ganzen betörenden Beliebigkeit als Sinnbild jenes wahrnehmungsstrategischen Zwischenraums, wo Kino stattfindet, wenn es denn stattfindet, wo, wie der Gemeinplatz besagt, Wirklichkeiten möglicherweise geträumt und Träume möglicherweise wirklich sind.

Der Zoom dauert insgesamt etwas länger als eine Minute. Nach knapp zwanzig Sekunden erfasst der Bildausschnitt eine rosa Popcornmaschine, auf die ich meinen linken Ellbogen abstütze, während ich das Streichholz anreisse und die Zigarette in Brand stecke. Es handelt sich um das stilgetreue Imitat eines Modells aus der Nachkriegszeit, in dem das nach und nach in Szene gesetzte Dekor klaustrophober kleinbürgerlicher Konsumverquickung und Platzbeschaffung symbolhaft vorweggenommen ist: wie sich hinter abgerundeten Plexiglasscheiben das Innere bescheidener Maiskörner in einem kleinstmöglichen Moment aufbläht, nach aussen stülpt und ins Zehnfache seines ursprünglichen Volumens hervorplatzt, wie die luftig-leichten Flocken auf das notorische Klingeln eines eingeworfenen Geldstücks hin schliesslich in eine Papptüte portioniert und in akzentfreiem Kalifornisch ausgespuckt werden. Kurz darauf kommen ein paar vergilbte, nostalgieheischende Kinoplakate ins Bild – *Gilda, Casablanca, Cleopatra* – und mit ihnen das suburbane Gelegenheitspublikum, nicht besonders zahlreich, aber in der stickigen Enge des realen und in den Spiegeleien des simulierten Raums dennoch dichtgedrängt auf den Beginn der Frühabendvorstellung wartend, zumeist einzelne, seltener auch zu zweien oder dreien gruppierte Frauen und Männer, hinter deren zwanghaften, in Gesten und Kleidungsstücken zur Schau getragenen Gutgelauntheit sich der Abgrund unstillbarer Sehnsüchte und Begierden verbirgt, die triviale Trost- und Zerstreuungsbedürftigkeit von Vertretern, Sachbearbeiterinnen und anderen Agenten einer entfesselten Dienstleistungsgesellschaft nach Einbruch des Feierabends.

Mag sein, dass die Kulisse ewas klischiert anmutet, eine Spur zu eindeutig und zu aufdringlich. Manche mögen sogar den Eindruck gewinnen, wir hätten es hier mit einem Plagiat zu tun, und tatsächlich handelt es sich um eine Anspielung auf die Eröffnungssequenz in *Popcorn*[2] aus dem Jahr 1995. Doch es gilt zu bedenken, dass uns das Drehbuch nur diesen einen Zoom, diese eine Minute gewährt, um den komplexen Erlebnishorizont aufzuspannen, in dem die Szene ihren Ausgang nimmt. Jeder noch so platte Psychosymbolismus, jede Information, jede Sinnhaftigkeit, jede Assoziation, jede Farbnuance, die wir nicht in dieser einen Minute unterbringen können, ist für immer verloren. Und nur deswegen lasse ich meinen Blick dermassen auffällig umherschweifen; denn wer bis hierher nicht begriffen hat, dass ich unter den Anwesenden eine ganz bestimmte Person ausfindig zu machen versuche, wird es nie mehr begreifen und entsprechende Mühe bekunden, nachfolgende Handlungen und Dialoge zu verstehen. Dies ist die absolute Gegenwart. Hier tritt nichts durch Zufall ins Bewusstsein. Nichts wird, alles ist notwendig.[3] Was auch immer hier gesehen, gehört, gedacht wird, ist unverzichtbar für das Erfassen des Gesamtzusammenhangs. Was ausgelassen ist, ist ohne jede Wirkung und Bedeutung.

Verzeihen Sie, dass ich an dieser Stelle bereits ein erstes Mal unterbreche, aber ich möchte Sie fragen: die Prägnanz, ich würde sogar sagen: die analytische Schärfe, mit der diese Zielperson das Ereignisgefüge reflektiert, in das sie eingebunden ist, und dann die bitter-bissige Sozialskepsis, finden Sie das nicht auch verblüffend? Ja, ich frage ganz offen: Wo bleibt da der sprichwörtliche Hypokritizismus, die Naivität und Undifferenziertheit, die diesen Zielpersonen gemeinhin unterstellt wird, frage ich Sie. Ich muss gestehen, da kann ich nicht umhin – also, worauf ich eigentlich hinaus will: Wenn Sie das vergleichen mit den einschlägigen Versuchen unserer Chronizitätsanalysten, die Struktur oder die Phänomenologie oder die – nein, doch eigentlich die Phänomenologie der absoluten Gegenwart auf eine Formel zu bringen, ich denke an Takabayashi, „Die Multiplikation dessen, was ohnehin

[2] Matthias Michel; *Popcorn*, in: Wolfgang Beilenhoff / Martin Heller (Hg.); *Das Filmplakat*, Berlin/Zürich 1995.

[3] *„Kann das Notwendige werden? [...] Alles Werden ist ein Leiden, und das Notwendige kann nicht leiden, nicht das Leiden der Wirklichkeit leiden, das darin besteht, dass das Mögliche sich in dem Augenblick, in dem es wirklich wird, als nichts erweist. Alles, was wird, beweist gerade durch sein Werden, dass es nicht notwendig ist [...], weil das Notwendige ist.“* – Sören Kierkegaard; *Philosophische Bissen* (1844), Hamburg 1989.

„Nothing is real, everything is permitted.“ („*Nichts ist wirklich, alles ist erlaubt.*“) – William S. Burroughs; Naked Lunch, New York 1966.

da ist"[4]*, Sie erinnern sich, oder an Baudrillards „Kollaps der Geschichte", „Das Jahr 2000 findet nicht statt"*[5] *etceteraetcetera, die Aufzählung liesse sich beliebig lange fortsetzen, Deleuze, Virilio, Kittler, „informationstheoretischer Materialismus"*[6]*, ich brauche das nicht weiter auszuführen, aber ich könnte auch behäbigere Bespiele nennen: Lübbe – Gegenwartsschrumpfung*[7]*, nicht wahr – oder Nowotny – Pluralismus der Eigenzeiten*[8]*. Spass beiseite. Verstehen Sie mich richtig, ich meine das nicht entwertend, das ist ja alles Pflichtstoff in unserem Kadertraining, da ist gar nichts dagegen einzuwenden, aber Sie sehen selbst, einmal ist von Ausdehnung, dann wieder von Schrumpfung die Rede, von Achsen und Orbits und Horizonten, von Beschleunigung und Stagnation und Fragmentierung, und ich denke, die schiere Widersprüchlichkeit all dieser Thesen, nein wirklich, jetzt mal im Ernst: das sind doch alles Ausreden! Verstehen Sie mich richtig, ich meine, schön und gut, aber es besteht ja offensichtlich nicht einmal Einigkeit darüber, wovon überhaupt die Rede sein soll, und ich sage Ihnen ohne falsche Hemmung – das ist meine ganz persönliche Meinung – so kommen wir nicht weiter, aber das nur am Rande. –*

2

Es versteht sich von selbst, dass ich nicht hier bin, um *Goodbye Norma Jean*[9] zu sehen, sondern um Charlotte zu treffen, von der ich noch nicht weiss, ob ich ihr vertrauen kann oder ob sie mit der Konzernleitung zusammenarbeitet. Sie betritt das Kinofoyer exakt sechs Sekunden bevor der Zoom in der Halbtotalen zum Stillstand kommt. Sie trägt ein kobaltblaues Kostüm aus Kunstseide unter einem langen silbergrauen Regenmantel, das eisblonde Haar ist über dem Hinterkopf aufgesteckt und fällt in einzelnen nassen Strähnen auf die Schultern. Sie rauscht durch die Drehtür wie ein Westwindstoss. Zielstrebig durchquert sie die Szene von links hinten nach rechts vorne, wobei sich einige Köpfe verstohlen nach ihr umdrehen. Vor der Billettkasse bleibt sie in ihrer ganzen erbarmungslosen Eleganz und Wohlproportioniertheit stehen und beginnt umständlich in ihrer weissen Handtasche zu kramen. Schnitt in die Amerikanische auf mein Profil: Meine leicht zugekniffenen Augen haben sich an ihr festgefroren. Schnitt, Close-up: Ich quetsche meine halb zu Ende gerauchte Zigarette brutal in einen gusseisernen Ständeraschenbecher. Schnitt in die Grossaufnahme von Charlotte, diesmal aus der Gegenrichtung. Sie wendet sich mir langsam zu, um meinen Blick zu erwidern: stolz, verächtlich, triumphierend. Um ihre Mundwinkel spielt ein verborgenes, boshaft giftgrünes Lächeln. Ein synthetischer Gongschlag würgt die samtene Stimme von Roy Orbison ab und kündigt den Vorstellungsbeginn an … –

Und achten Sie jetzt auf die beiden Überblendungen, lassen Sie sich das auf der Zunge zergehen, meine Damen und Herren, so etwas bekommen Sie nicht alle Tage vorgeführt, zwei Prachtsexemplare von Zeitbildern!

Überblendung in den abgedunkelten Kinosaal: dieselbe Einstellung frontal auf das spärlich besetzte hintere Parkett, vom oberen Bildrand her entzweigeschnitten durch den Lichtstrahl des Projektors. Ich sitze in der Mitte der 22. Reihe. Über mein Gesicht tanzen die Reflexe der Opening Credits, die Boxen des Fünfkanaltonsystems beschallen die Szene mit schwülstiger Orchestermusik. Charlotte zwängt sich von rechts in meine Reihe und setzt sich im Abstand von zwei freien Plätzen neben mich. Es folgt ein weiterer unterkühlter Blickwechsel – wir scheinen gewichtige Gründe zu haben, uns nicht anmerken zu lassen, dass wir uns kennen, was vorderhand noch nicht unmittelbar einsichtig ist –, dann zerfliesst das Bild allmählich in der ungewöhnlich langen Überblendung in eine Totale auf die Leinwand; ein Achsensprung, der sich nur dadurch rechtfertigen lässt, dass es sich zugleich auch um eine Art Zeitsprung handelt … –

Der Zeitsprung beträgt diesmal höchstens sechs Minuten, denn die Szene, die sich jetzt auf der Leinwand abspielt, stammt aus der sechsten Minute von *Goodbye Norma Jean*; sechs Minuten, die nichts bedeuten, genaugenommen: sechs Minuten, die sich, insofern sie ausgelassen

[4] Shinya Takabayashi; *Die Multiplikation dessen, was ohnehin da ist*, in: Matthias Michel (Hg.); *VirusExpress – Rendez-vous im Überall*, Zürich / Frankfurt a.M. 1997.

[5] Jean Baudrillard; *L'an 2000 ne passera pas*, Paris 1985.

[6] Friedrich Kittler; *Draculas Vermächtnis*, Leipzig 1993.

[7] Hermann Lübbe; *Zivilisationsdynamik. Über die Aufdringlichkeit der Zeit im Fortschritt*, in: Mike Sandbothe / Walther Ch. Zimmerli; *Zeit – Medien – Wahrnehmung*, Darmstadt 1994.

[8] Helga Nowotny; *Das Sichtbare und das Unsichtbare: die Zeitdimension in den Medien*, in: Mike Sandbothe / Walther Ch. Zimmerli; *Zeit – Medien – Wahrnehmung, Darmstadt* 1994.

[9] *„Goodbye Norma Jean / Though I never knew you at all / You had the grace to hold yourself / While those around you crawled / They crawled out of the woodwork / They whispered into your brain / They set you on a treadmill / And they made you change your name / Goodbye Norma Jean / From the young man in the 22nd row / Who sees you as something more than sexual / More than just our Marilyn Monroe."* – Elton John / Bernie Taupin; *Candle in the wind*, 1973.

sind, nicht ereignen, zumindest nicht in der eigentlichen Zeit, sondern bloss auf der fingierten, gemeinhin also vernachlässigbaren Zeitachse des Leinwandgeschehens. *Goodbye Norma Jean* spielt um die Mitte des 20. Jahrhunderts und erzählt die völlig unglaubwürdige, aber gerade deswegen so unterhaltende Geschichte einer jungen Frau, die vom Nacktmodell zur begehrten Filmschauspielerin aufsteigt, einen Schriftsteller heiratet, die Geliebte eines Präsidenten wird und sich schliesslich auf dem Gipfel ihres Weltruhms mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben nimmt; ein Musterbeispiel für eine Geschichte, wie sie sich nur im Kino erzählen lässt, in der das Werden und der Zufall statthaben, voller unnötiger Schnörkel und Bedeutungshorizonte, die sich ebensogut in Sekundenbruchteilen wie in Äonen entfalten können, kurz: eine Geschichte, für die wir das Kino lieben, und Sugar Kane Kowalczyk[10] ist in der Darstellung der Norma Jean schlicht hinreissend. Die Sequenz in der sechsten Minute zeigt zunächst die Umsteigehalle eines Sackbahnhofs mit Hunderten von Statisten. Es folgt ein Travelling entlang eines Bahnsteigs. Ein Zug steht zur Abfahrt bereit, augenscheinlich ein Fernzug, die einsteigenden Passagiere sind mit auffallend viel Gepäck unterwegs. Es herrscht ein dichtes Gedränge, in dem irgendwann Norma Jean mit einem prallen Reiseköfferchen auftauchen und verzweifelt nach einem Schaffner Ausschau halten wird.

Können wir noch einmal kurz anhalten? Danke. – Es dürfte Ihnen nicht entgangen sein, dass hier eine Verwechslung von Möglichkeit und Fiktion vorliegt; eine Verwechslung, die übrigens für die absolute Gegenwart durchaus nicht ungewöhnlich ist, für die Kinorezeption der Zielpersonen ist sie aus naheliegenden Gründen sogar typisch oder vielmehr: konstitutiv, ja, Sie haben richtig gehört, ich sagte: konstitutiv, denn – aber ich will Sie nicht mit Einzelheiten langweilen, wir können gegebenenfalls darauf zurückkommen, wenn die Zeit reicht. So viel dazu. Und wenn wir gerade davon sprechen, gestatten Sie mir – ich weiss nicht, wie es Ihnen dabei ergeht – also, ich für mein Teil, ich muss schon sagen: dass diese Menschen sich das Erlebnishafte – nein, ich übertreibe keineswegs: dass sie sich das auf der Leinwand anschauen – das Leben selbst, machen Sie sich bewusst, worum es hier geht: das Werden, das Vergehen! – und dass sie es für Kino halten und umgekehrt, ja: umgekehrt, das macht mich manchmal doch irgendwie – wie soll ich sagen? – etwas hilflos, verzweifelt eigentlich, es verschlägt mir buchstäblich die Sprache, glauben Sie mir – ganz abgesehen davon, dass ich es natürlich nicht gewohnt bin, vor Publikum zu sprechen. Ich bin Nootechniker mit Leib und Seele, verstehen Sie, ich arbeite praktisch. Aber wenn Sie keine weiteren Fragen haben, schlage ich vor, dass wir mit der Einspielung weitermachen. Die Rekrutierung der Zielperson tritt jetzt in eine erste heikle Phase, und unser Mann geht in diesem Fall wirklich mustergültig vor, wie Sie gleich sehen werden. Die nächste, bitte. –

[10] *Some Like It Hot* (Billy Wilder, USA 1959, 117 Minuten, mit Tony Curtis, Jack Lemmon, Marilyn Monroe).

3

Das Drehbuch sieht nicht vor, dass ich eine bestimmte Person in der Menge besonders beachte, zumal ich ohnehin nicht des Films wegen hier bin und dem Treiben auf der Leinwand nur beiläufig folge. Doch das Unfassbare geschieht: Das Drehbuch muss geändert worden sein, denn da ist plötzlich diese kleine, schäbige Gestalt im Hintergrund, die unverzüglich meine Aufmerksamkeit erregt, als sie am rechten Bildrand erscheint, und im Moment, in dem ich begreife, dass dies nicht mehr derselbe Szenenverlauf ist, der sich eigentlich in einem geflüsterten Disput mit Charlotte fortsetzen müsste, hat mich die Gestalt bereits völlig in ihren Bann gezogen. Und in demselben Moment, als wäre uns damit nicht bereits mehr als genug Unvorhergesehenes zugemutet, steht der Film still. Das Bild gefriert zum Standbild, und mit ihm die gesamte Szene in dem Kinosaal. Charlottes rechte Hand, mit der sie sich gerade eine Haarsträhne hätte aus dem Gesicht streichen sollen, ist mitten in der Bewegung erstarrt, ein entsetzlich komischer Anblick, und genauso steif und reglos verharrt der Rest des Publikums in den Sitzen. Eine gespenstische Stille, gleichsam das Schweigen der Ewigkeit scheint sich über den Raum gebreitet zu haben. Es ist, als drohe sich gleichzeitig alles und nichts zu ereignen, und erst mit einiger Verzögerung, nach einem kurzen Aufflackern panischer Ratlosigkeit, wird mir bewusst, dass ich von dem allgemeinen Stillstand ausgenommen bin. Ich kann mich noch immer frei bewegen, meine Lunge atmet, mein Herz schlägt, Fetzen von Gedanken durchzucken mich. Unwillkürlich ertaste ich die gepolsterten Armlehnen meines Kinosessels … –

Auch der Gestalt auf der Leinwand, mit der dieser mysteriöse Zustand irgendwie zusammenhängen muss, vermag die Zeitlücke, in die wir uns gestürzt sehen, offenbar nichts anzu-

haben. Gleichmütig zwängt sie sich an den in allerlei absonderlichen Posen stehengebliebenen Statisten vorbei in den Vordergrund des Bildes, sodass ich sie genauer betrachten kann. Es ist zunächst nicht auszumachen, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt. Die dürren Beinchen stecken in abgewetzten, um mehrere Nummern zu grossen Flanellhosen. Eine wollene Seemannsjacke von undefinierbarer Farbe hängt bis über die Knie herab, und der Kopf verschwindet beinahe vollständig unter einem riesigen schwarzen Schlapphut. Bei genauerem Hinsehen sind auf dem spitzen, vorstehenden Kinn ein paar graue Bartstoppeln zu erkennen, die obere Gesichtshälfte ist von den dunklen, blau getönten Gläsern einer Damensonnenbrille verdeckt, die untere von einem scheusslichen gelben Schal. Obwohl ich unter den gegebenen Umständen genau dies zu gewärtigen habe, durchfährt mich ein jäher Schreck, als das skurrile Männchen mich anspricht, mit einer donnernden Bassstimme obendrein, die ganz und gar nicht zu seinem abgezehrten Aussehen passt:

„Und immer wieder diese endvergessenen Spätsommerabende, es macht einen ganz krank. Bist du reisefertig, Harry?" –

Die Kaltblütigkeit und unerschütterliche Gewissheit, in nahezu jeder Situation Herr der Lage zu bleiben, ist meiner Rolle eingeschrieben, ich bin ein abgebrühter Abenteurer und habe es gewohnheitsmässig mit allerlei finsteren Mächten zu tun, meine Geschichte spielt sich entlang endloser Bedrohungen und Auswegslosigkeiten ab, und so fällt es mir nicht schwer, wenigstens äusserlich Ruhe zu bewahren und in herausfordernd freundlichem Tonfall zu erwidern: „Ich habe nicht die Absicht zu verreisen. Kennen wir uns vielleicht?"

Der Eindringling räuspert sich. „Nein, selbstverständlich kennen wir uns nicht. Aber ich dachte, du seist instruiert worden. Mein Name ist Alois. Alois Gruntz." Bei diesen Worten nimmt er die Sonnenbrille und den Schlapphut ab, gibt sein Gesicht preis, schleudert es mir gewissermassen entgegen, in heftiger Erbitterung, wie mir scheint: ein Riesenschädel, ein kahler, formloser Felsbrocken, der aus dem schmächtigen Körper hervorquillt wie ein Geschwulst, übersät von dilettantisch genähten Narben, von Kratern und Beulen, als hätte jemand mit einem Hammer auf die Schädeldecke eingeschlagen und sie dabei an etlichen Stellen zertrümmert. Von den Bartstoppeln abgesehen ist nirgends ein Haar zu entdecken, die Brauen und Wimpern fehlen vollständig, sogar die Nasenlöcher sind unbehaart. Das rechte Ohr ist zerfetzt, eigentlich ist nur gerade soviel davon übrig, dass sich der Bügel einer Brille irgendwie daran befestigen lässt. Die Augen, oder treffender: was ich für seine Augen halten muss, bestehen aus dunklen, von grossflächigen Verbrennungen umrahmten Höhlen, und in der einen, der linken, klebt schief und lose eine glitschige Kugel, die, auch das ist nicht mit Sicherheit auszumachen, ein Augapfel sein könnte. Ein weiteres Loch erinnert entfernt an einen Mund, und obschon er auf der einen Seite schlaff zum Unterkiefer hin herabhängt und ein Gebiss aus faulen, teils gelbbraunen, teils schwarzen Zahnstümpfen entblösst, wirkt er vergleichsweise unversehrt. „Brauchst dir keine Mühe zu geben, wir verdienen es nicht, Mitleid füreinander zu empfinden," kommentiert das Wesen seine obszöne Erscheinung, „das Leben zeichnet einen, das ist völlig in Ordnung, es hinterlässt seine Spuren, und ich bin nun mal nicht mehr der Jüngste."

Ich lasse mir nichts von meinem spontanen Ekel anmerken. „Worüber hätte ich denn instruiert werden sollen?"

„Ich bin gekommen, um dich abzuholen, Harry. Deine Zeit in der absoluten Gegenwart ist hiermit abgelaufen. Wir haben beschlossen, deine Rolle zu streichen."

„Meine Rolle streichen? Tut mir leid, aber das wird nicht möglich sein. Ich bin hier die Hauptfigur. Ohne mich ergibt der Plot nicht den geringsten Sinn." Ich bin unsicher, ob es Ärger, Verblüffung oder Belustigung ist, was ich empfinde, aber noch hält mein überlegenes Lächeln jeder Erregung stand. „Wer oder was gibt Ihnen eigentlich das Recht, hier hereinzuplatzen und die Szene zu unterbrechen?"

Alois Gruntz zieht die nicht vorhandenen Brauen zusammen und schüttelt verächtlich seinen überdimensionierten Kopf. „Ich hätte damit rechnen müssen," seufzt er theatralisch. „Mir werden immer diese hoffnungslosen Fälle zugeschoben, die zuerst die ganze Welt erklärt bekommen wollen." Er greift mit der linken Hand in seine Hosentasche, zieht einen zerknitterten Fetzen bedrucktes Papier daraus hervor und faltet es umständlich auseinander. Erst jetzt fällt mir auf, dass der Hand vier Finger fehlen. Nur ein Daumen ist übriggeblieben. Er hält das Dokument dicht vor sein eines Auge und beginnt vorzulesen: „*'Dies ist ein Moment wie jeder andere; ein Moment, in dem sich unzählige Dinge ereignen, die nichts miteinander zu tun hätten, wenn sie nicht gleichzeitig wären, und wären sie nicht gleichzeitig, so wären sie genauso unzusammenhängend,*

wie sie wahrgenommen werden.' Kommen dir diese Worte bekannt vor?"

„Nein."

„Es sind geträumte Worte. Und willst Du wissen, wer sie geträumt hat?"

„Nein. Aber ich denke, Sie werden es mir trotzdem sagen."

„*Du* hast sie geträumt, Harry." –

Es erweist sich als äusserst schwierig, sich die passenden Sätze einfallen zu lassen, wenn das Drehbuch ausser Kraft gesetzt ist. Ich versuche es aufs Geratewohl mit: „Schon möglich. Ich pflege mich nicht an meine Träume zu erinnern."

Gruntz knüllt das Papier zu einer Kugel zusammen und steckt es wieder in seine Hosentasche. „Nein, das tust du nicht," murmelt er nachdenklich. „Aber du wirst es noch lernen."

„Gar nichts werde ich lernen," entfährt es mir, und mit Befremden lausche ich dem Nachhall schriller Entrüstung, den gänzlich unbekannten Schwingungen katastrophischer Hilflosigkeit, die sich zum ersten Mal überhaupt in meine Stimme mischen, als ich, einem unbestimmten Impuls folgend, die einzige Dialogzeile hinzusetze, derer ich in diesem verzweifelten Augenblick noch habhaft werden kann: „Geben Sie auf, Gruntz, Sie sind umzingelt, das ist Ihre letzte Chance!" –

Diese Beklemmung, dieser erbitterte Widerstand – sagen Sie selbst: ist das nicht eine Tragödie, was sich hier abspielt? Ich weiss, ich wiederhole mich, aber – kurzum: Protestieren Sie, meine Damen und Herren, protestieren Sie!

4

Daraufhin herrscht für eine Weile Schweigen, ein peinliches oder vielmehr demütigendes zunächst, während dessen die närrische Unmöglichkeit meines letzten Ausrufs bleiern und vermeintlich ein für allemal in dem zeitverlorenen Kinosaal hängenbleibt, dann ein melancholisches, das davon handelt, wie mir die Konturen, die Gewissheiten und Bestimmungen unwiederbringlich entgleiten, an denen festgemacht ist, worauf das alles hinaus will. Und es kommt mir vor, als sei ich nichts weiter mehr als Reflex und Echo meiner selbst, als Alois Gruntz schliesslich wieder das Wort ergreift. Seine Stimme klingt jetzt wärmer, bisweilen nahezu zärtlich: „Was für eine seltsame Welt das ist, die du die absolute Gegenwart nennst," sagt er und scheint dabei seinen Blick über die leblosen Körper wandern zu lassen, die noch immer ohne Sinn und Zusammenhang in den Sitzreihen kleben, „diese Welt der Schnitte und Überblendungen, der Kadrierungen und Zeitsprünge, diese synästhetische Feier der unbedingten Bedeutsamkeit. Es ist eine bezaubernde Welt, das gebe ich zu, berauschend in ihrer Makellosigkeit und Präzision, in ihrer fortwährend fraglosen Entschiedenheit. Und gleichwohl ist sie ein Gefängnis." – Kaskaden ungedachter Gedanken brechen über mich herein, verbotene, unmögliche, jeder dramaturgischen Anständigkeit zuwiderlaufende Gedanken, und so wenig ich zu begreifen vermag, woher sie kommen und was sie bedeuten, so unzweifelhaft geben sie sich nach und nach als Keime eines und desselben schwindelerregenden Verdachts zu erkennen: des Verdachts, dass diese monströse Kreatur, die da von der Leinwand herab auf mich einredet, möglicherweise unermesslich viel realer ist als alles, was mir je zu Bewusstsein gekommen ist, mich selbst und meine Geschichte eingeschlossen. Ich versuche mich aus dem Kinosessel hochzustemmen, doch meine Glieder gehorchen mir nicht mehr. Gruntz' Stimme erstirbt allmählich zu einem tonlosen Raunen, als ob sie aus zunehmender Entfernung zu mir dringen würde: „Das ist der schwierigste Moment, Harry; der Moment, in dem du dir überlegst, ob du mir entkommen kannst, ob du aufstehen, den Saal verlassen und hinaus auf die Strasse laufen sollst. Doch du ahnst, dass es keinen Sinn hat, denn was dich da draussen erwarten würde, ist derselbe allgemeine Stillstand, dasselbe geheimnislose Hier-und-Jetzt, derselbe Ausstand der Ereignisse. Du hast keine Wahl. Aber hast du denn jemals eine gehabt?" –

Wie Alois Gruntz mit einer unwiderstehlichen Geste seine fingerlose Hand gegen mich ausstreckt, wie ich all meine Kräfte zusammennehme, um doch noch auf die Beine zu kommen, wie ich mich der Sitzreihe entlang zum Seitengang und schliesslich bis vor die Leinwand schleppe, wie ich mehrmals ins Leere greife, bevor ich Gruntz' Hand zu fassen kriege, wie mich diese Hand emporzieht, dem Standbild von der Halbtotalen auf einen überfüllten Bahnsteig entgegen – das sind die letzten Wahrnehmungen, die mich noch erreichen, bevor eine letzte, eine endgültige, eine alles mit sich in einen bodenlosen Abgrund reissende Abblende mir die Besinnung raubt ... –

Dies ist ein entscheidender Moment, absolut entscheidend: der Übertritt in die sogenannte zwischenZeit. Auf den Trick mit den Statisten als Medien für die Kontaktaufnahme sind wir übrigens gekommen, als wir – wenn ich hier etwas ausholen darf – auf diese alten Berichte von Anthropologen stiessen, die den afrikanischen Kontinent bereisten,

das war im frühen 20. Jahrhundert – Spätkolonialismus, Sie wissen, was ich meine. Jedenfalls führten die Anthropologen den Eingeborenen Filme vor, keine bestimmten – das heisst: Filme eben, wobei sie feststellten, dass sich die Leute nicht so sehr für das Geschehen auf der Leinwand interessierten, sondern vor allem für die Figuren und Ereignisse, die gerade nicht im Bild waren – und darauf kommt es hier an, Sie ahnen es bereits: soeben auf dem Bild erschienene oder aus dem Bild verschwundene Figuren oder Ereignisse, was vermutlich darauf zurückzuführen ist, dass die Gehirnmodule zur Verarbeitung von Wahrnehmungen grundsätzlich non-linear funktionieren, solange sie nicht alphabetisch konditioniert worden sind – nein, lachen Sie nicht, das ist – „moduläre Verknüpfungsnetze", „hoch-nichtlinear", Sie können das bei Eccles oder Singer nachlesen.[11] *Und während die nächste Einspielung vorbereitet wird, bleibt uns noch etwas Zeit für einen kurzen – bei dieser Gelegenheit möchte ich mich ganz herzlich bei unseren beiden Assistenten bedanken – es bleibt uns also noch etwas Zeit für ein paar elementare Erläuterungen, die – wie gesagt: in aller Kürze. Die zwischenZeit – manche unter Ihnen werden davon gehört haben – ist vor noch nicht allzu langer Zeit eingeführt worden, um den Schockzustand, den die Rückkehr in die Zeit auslöst, etwas – nun, abzufedern, wenn Sie so wollen. Die Zielperson wird dabei in eine nootechnische Simulation ihrer ganz persönlichen Zeitvorstellung versetzt, das heisst wir statten die zwischenZeit mit möglichst einfachen Abstraktionen aus, die auf die Bedürfnisse der jeweiligen Zielperson zugeschnitten sind, so weit so gut, wobei es sich jedoch – bemerkenswerterweise – in den meisten Fällen um lineare Konstruktionen handelt, obwohl viele Zielpersonen felsenfest davon überzeugt sind, sie würden sich die Zeit als einen Kreis oder einen Kegel oder sonst irgendetwas Abenteuerliches vorstellen, und letztlich diagnostizieren wir dann selbst in ihren Kreisen und Ellipsen und Kegeln noch ein lineares Denken, nein, das ist kein Scherz. Wie dem auch sei, lineare Konstruktionen also, ich betone: Konstruktionen, denn bekanntlich ist jedes Bild von der Zeit bloss eine dürftige Übersetzung temporaler Empfindungen in den Raum oder so ähnlich, da machen wir keine Ausnahme, das ist Dienstvorschrift. Sie können sich das vielleicht vorstellen als – nun ja, wie bei den kinematographischen Zeitbildern zum Beispiel, die ja auch nicht Bilder im eigentlichen Sinn sind, sondern eine Art – ich paraphrasiere, ich kürze ab – hybride Bilder oder vielmehr Zeichen, grösstenteils aus spezifischen Manipulationen wie Montage, Kameraeinstellung, Choreographie oder Vertonung aufgebaut, die wiederum – ich rede jetzt, wie Sie zweifellos bemerkt haben, vom Medium Film, dessen Stoff bewegte Bilder und Klänge sind, und nicht von der Nootechnologie Kino, die sozusagen auf die Zeit in ihrer reinen Form zurückgreift, sie unmittelbar generiert, moduliert und so weiter – ich sagte: Manipulationen, die doch ganz offenkundig räumlich-lineare sind, nicht wahr? Aber sie erzeugen Intervalle und Leerstellen, Rhythmen und Wandlungen, aus denen das Gehirn des Rezipienten die Zeitbilder quasi herausdestilliert, bildlich gesprochen natürlich – unterbrechen Sie mich ungeniert, wenn Sie eine Frage haben – mit anderen Worten: das Medium Film ist genausowenig wie jede andere technische Prothese des Denkens in der Lage, die Zeit abzubilden, es friert sie bloss im Raum ein, es lässt sie gleichsam, eben: zur absoluten Gegenwart erstarren, wenn Sie so wollen, und dieser Raum ist, immer noch bildlich gesprochen, das Kino, das Kino als Apparat – drücke ich mich verständlich genug aus? – Jedenfalls ist die Kinematographie genau deswegen ein derart grundlegendes Verfahren zur Implementierung der absoluten Gegenwart in die kollektive – oder, um es etwas salopper auszudrücken: Machen wir es uns nicht zu einfach, meine Damen und Herren, wie ich schon sagte, und ich höre gerade, dass die nächste Einspielung bereit ist, wir kommen jetzt also wie angekündigt zu den Aufzeichnungen aus der zwischenZeit, folglich ereignen sich die Dinge ab sofort in der Vergangenheitsform, weil sie vergehen, indem sie wirklich werden – oder vielleicht umgekehrt, wenn Sie meinen. –*

5

„Willkommen in der zwischenZeit." – Alois Gruntz liess meine Hand los. Da war zunächst nur seine Stimme und das dunkle Gefühl der Erschöpfung und Benommenheit, bevor die zusammenhangslosen Eindrücke nach und nach zu einer Situation kondensierten. Wir befanden uns mitten auf einer einsamen Gasse von wenigen Metern Breite, die in einer perfekten horizontalen Geraden verlief und mit faustgrossen Quadern aus einem glasigen, leuchtend türkisfarbenen Material gepflastert war. Die Gasse wurde gesäumt von ebenfalls quaderförmigen, ohne Zwischenräume aneinandergefügten Volumen unterschiedlichster Grössen und Farben, deren uns zugewandte Oberflächen indessen alle mit einer mattsilbernen Textur überzogen zu sein schienen und schätzungsweise jeweils das Seiten-

[11] John C. Eccles, *Die Psyche des Menschen. Das Gehirn-Geist-Problem in neurologischer Sicht*, München 1990. Wolf Singer; *Zur Selbstorganisation kognitiver Strukturen*, in: Ernst Pöppel; *Gehirn und Bewusstsein*, Weinheim 1989.

verhältnis einer Breitleinwand aufwiesen. Sie waren achsensymmetrisch angeordnet, sodass die eine Seite der Gasse wie die Spiegelung der anderen aussah. Diese vollkommene geometrische Konstruktion erstreckte sich vor und hinter uns ins Unendliche, und über den Volumen breitete sich ein blasser, wolkenloser Himmel aus, an dem weder eine Sonne noch irgendeine andere Lichtquelle zu sehen war. Entsprechend gab es auch keine Schattenwürfe, obgleich es taghell war.

„Wie soll einer anfangen, die Zeit zu begreifen," unterbrach Gruntz die Stille, „wenn nicht bei seinem unmittelbar gegenwärtigen inneren Zeitbewusstsein, bei einer simplen Abstraktion seiner ureigensten Erfahrung dessen, was dauert und sich wandelt?" Als er meinen verstörten Gesichtsausdruck bemerkte, fügte er mit einem kehligen Lachen hinzu: „Ich weiss, das sieht im Moment alles noch erschreckend unbelebt und gleichförmig aus, aber das kann, das wird sich ändern, wenn du erst einmal angefangen hast. Diese Gasse wird jedes Mal eine völlig andere Gestalt annehmen, wenn du hierher zurückkehrst. – Siehst du den Torbogen über uns?"

Ich fühlte mich noch immer etwas taumelig und wirr im Kopf. Trotzdem richtete ich meinen Blick senkrecht nach oben, verlor dabei jedoch beinahe das Gleichgewicht. Ich konnte nichts erkennen als die öde Tiefe des Himmels.

„Sieh genauer hin," ermunterte mich Gruntz. „Es gibt hier keine Bildausschnitte, keine Zooms und Close-ups, keine Hintergrundgeräusche, nach denen sich die Aufmerksamkeit richtet. Du siehst die Dinge nur, wenn du sie sehen *willst*."

Nach einer Weile zeichnete sich exakt über der Stelle, an der ich stand, ein schmaler Streifen ab, der aus weissem Dampf zu bestehen schien, sich wie ein Halbkreis über der Gasse wölbte und auf jeder Seite jeweils da endete, wo die beiden nächstliegenden Quader zusammenstiessen. Doch ich war nicht sicher, ob der Streifen tatsächlich da war oder ob ich ihn mir bloss einbildete.

„Dieser Torbogen heisst ‚der Augenblick'. Er umspannt die absolute Gegenwart, die von keinerlei messbarer Dauer ist, in der Anfang und Ende dasselbe, Ursache und Wirkung simultan sind, in der es demnach keine Ereignisfolgen gibt, weil sie das Ereignis schlechthin ist. Aber genau hier und jetzt, wo sich die Zeit für einen Moment zu einem Wirbel verdichtet und um sich selber kreist, ereignet sich deine ganze Geschichte, soweit du sie kennst." – Ich liess meinen Blick langsam wieder sinken und starrte Gruntz verständnislos an. Ich konnte nicht glauben, dass ich mich, den ausgeklügelten Irrungen und Windungen des Drehbuchs folgend, niemals auch nur einen Schritt von dieser Stelle bewegt haben sollte. Doch ich wagte vorerst nicht, einen Einwand anzubringen, nicht zuletzt auch weil ich mich davor fürchtete, meine eigene Stimme zu hören. „*Diese lange Gasse zurück: die währt eine Ewigkeit*," setzte Gruntz seine Ausführungen beharrlich fort, „*und jene lange Gasse hinaus – das ist eine andere Ewigkeit.* Die Zeit würde demnach dieser Flucht entlang verlaufen, vor uns läge die Zukunft, hinter uns die Vergangenheit, jeweils flankiert von den Erlebnissen, aus denen sie zusammengefügt sind. Und hier, unter diesem Torbogen, treffen sie aufeinander."

„Aber wenn alle diese Quader für Erlebnisse stehen," überwand ich mich nun doch zu entgegnen, nur flüsternd und zögerlich allerdings, und angesichts der jüngsten Ereignisse wunderte ich mich kaum darüber, dass es womöglich nicht meine eigene, sondern eine zugeflogene Frage war, die mir entschlüpfte, „um wessen Erlebnisse handelt es sich dann?"

„Wir haben gute, vielleicht sogar zwingende Gründe für die Annahme, dass es die deinen sind," erklärte Gruntz mit einer Leichtfertigkeit, die an Spott grenzte, „aber das wirst du selbst herausfinden müssen. Ebensogut könntest du mich fragen, wer das Drehbuch schreibt, wer Regie führt, wer die Schnitte und Bildeinstellungen festlegt oder wer dabei zusieht. – Hast du dich das schon einmal gefragt, Harry: an wen sich all diese überdeutlichen Zeitbilder richten? – Wie auch immer, ich bin nicht befugt, derlei letzte und allerletzte Fragen zu beantworten. Was ich dir sagen kann, ist, dass das höchstwahrscheinlich noch immer Kino ist, was hier stattfindet, denn wenn es überhaupt je stattfindet, so findet es hier und jetzt statt, in diesem Augenblick. Schau dir die Vorderseiten dieser Quader an. Findest du nicht auch, dass sie wie Kinoleinwände aussehen, die darauf warten, bespielt zu werden?" –

Diese Worte waren schwer zu verstehen, und während ich es versuchte, tat ich unwillkürlich einen Schritt vorwärts. Sogleich war aus der Tiefe der vor uns liegenden Gasse ein entferntes Rauschen und Zischen zu vernehmen, das mit unvorstellbarer Geschwindigkeit näher kam. Die Gasse schien indessen so leer und verlassen wie zuvor; es liess sich weit und breit nichts erkennen, was als Ursache des merkwürdigen Geräuschs in Frage gekommen wäre. Dennoch glaubte ich zu spüren, für den Bruchteil einer Sekunde sogar zu

sehen, wie es auf uns zuschoss, und bevor ich überhaupt daran denken konnte, ihm auszuweichen, war es bereits wie ein Luftzug an mir vorbei oder vielmehr durch mich hindurch gebraust und entfernte sich auf der Gasse hinter uns in derselben Weise, wie es vor uns erschienen war.

Ich wandte mich mit einem fragenden Blick an Gruntz, doch dieser zeigte sich völlig unbeeindruckt von dem Vorfall. „Kein Grund zur Besorgnis," beschwichtigte er mich, „das ist bloss der Zeitwiderstand. Er lässt dich altern und verwittern, aber er ist die Kraft, die dich erfüllen lässt, was zu erfüllen ist. Du wirst dich daran gewöhnen." Er trat nun seinerseits einen Schritt vor, sodass er sich mit mir wieder auf gleicher Höhe befand. „Du siehst, es ist nicht ganz einfach, sich hier vorwärts und rückwärts zu bewegen. Die Zeit ist die Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche; diese Verwandlung ist es, was sich ereignet, wenn du dich auf dieser Gasse bewegst und von der Brise der Vergänglichkeit angeweht wirst, und das ist im Wesentlichen alles, was wir über sie wissen. Der Rest ist Mutmassung: dass die Möglichkeiten in unermesslicher Zahl da draussen liegen, als Ideen, Hoffnungen, Ahnungen, als flüchtige Schwingungen des Geistes vielleicht, und dass sie, indem du dich ihnen aussetzt, durch dich zu Wirklichkeiten werden, die sich da hinten ebenso zahlreich am Rand dieser Gasse aneinanderreihen, zu Körpern und Fakten geworden, zu Materie, die wiederum irgendwo da draussen vergehen und zu Staub zerfallen muss, zum Stoff inskünftiger Möglichkeiten."

Die nun folgenden Erläuterungen zum sachgemässen Umgang mit der zwischenZeit sind nicht weiter – das heisst, in diesem Zusammenhang wenigstens, wir spielen das deshalb im Schnellvorlauf ab, und für diejenigen unter Ihnen, die keinerlei Erfahrung mit der zwischenZeit haben, kann ich vielleicht – nur ganz kurz: Es liegt auf der Hand, dass die Zielperson erst dann auf eine Wirklichkeit zurückgreifen kann, nachdem sie sich auf eine Möglichkeit eingelassen hat – Sie erinnern sich: die zwischenZeit ist eine Hilfskonstruktion im Raum – das sieht zunächst ganz einfach aus, keine Frage, aber wenn Sie das weiterdenken, ich meine: unter der Voraussetzung von immer mehr Möglichkeiten und immer mehr Wirklichkeiten, dann – das Ganze läuft in jedem Fall auf eine labyrinthische Struktur hinaus, weil – ich kann hier nicht weiter ins Detail gehen, ich bitte um Verständnis, aber wenn Sie sich das in aller Ruhe überlegen, werden Sie mir zustimmen. – Wo waren wir stehengeblieben? – Nun, wichtig ist jedenfalls, dass die absolute Gegenwart zwar als Eingang in die zwischenZeit, aber nicht als Ausgang funktioniert, daraufhin ist die Konstruktion nun einmal angelegt, ein Labyrinth eben, wie ich schon sagte, und wenn sich die Zielperson auf eine Möglichkeit eingelassen hat, ist es völlig sinnlos, vor diese Möglichkeit zurück zu wollen, das versteht sich von selbst, denn – das wäre – ich erwähne das nur vergleichsweise, um Ihnen klar zu machen, worauf es bei einer Rekrutierung ankommt – als würde sie, also die Zielperson, versuchen, im Labyrinth zu einer bestimmten Stelle zurückzufinden. Es ist ja in der Tat so etwas wie – der Mythos, der sich in den labyrinthischen Tiefen spiegelt, der Mythos im doppelt übertragenen Sinn natürlich, jedenfalls sehen Sie jetzt, was es damit für eine Bewandtnis hat: Wenn sich die Zielperson erst einmal auf eine Möglichkeit eingelassen hat – ich hoffe, das ist hiermit deutlich geworden – dann kann sie unter gar keinen Umständen mehr in die absolute Gegenwart zurück, selbst wenn sie wollte, wohlverstanden, und damit komme ich allmählich zum Schluss – ab hier hätten wir es gerne wieder in der Normalgeschwindigkeit. –

6

„... und wenn wir protestieren, so protestieren wir nicht gegen das Kino als Denkpraxis oder als Kunstform, sondern gegen die absolute Gegenwart als den rituellen Erlebnisraum, in den es uns versetzt hat und der unter dem Druck der allgegenwärtigen Bedeutsamkeiten eng und immer enger geworden ist. Mit anderen Worten: Wir protestieren nicht gegen den zukunftstrunkenen Propheten, der die absolute Gegenwart ausgerufen hat, ohne ahnen zu können, dass sie nicht auf den stolzen Adlerschwingen eines lodernden Geistreichtums, sondern durch die knisternden Kanäle einer Kulturtechnik des Lichts, der Elektrizität und der Sinnverschaltung in die Welt kommen würde. Und der Erfinder dieser Technik wiederum konnte, nur knappe fünf Jahre später, nicht ahnen, dass er mit dem Kinematographen nicht bloss ein weiteres Instrument im Dienst der wissenschaftlichen Exaktheit auf den Weg gebracht hatte, sondern einen liturgischen Apparat, die Monstranz eines postsäkularen Mysteriums gewissermassen: das erste ‚neue' Medium: eine Zeitmaschinerie. Nein, wir protestieren nicht gegen Nietzsche, wir protestieren nicht gegen Edison, und ebensowenig protestieren wir gegen die Zeremonienmeister in ihrem Gefolge, gegen Murnau, Hitchcock, Renoir, Welles, Kubrick, Resnais, Coppola. Wir protestieren ohne jede Voraussetzung, unser Protest ist unhintergehbar."

Alois Gruntz hatte sich in Eifer geredet, aber ich schnappte schon seit geraumer Zeit nur noch einzelne Worte und Namen auf, nichts als Namen und Worte, meine Gedanken waren in weite Ferne geschweift. „Wer ist ‚wir'?" fragte ich leise, aber nicht länger stimmlos.

Gruntz' Mundöffnung zuckte unmerklich, was ich als ein Lächeln auslegte, ein geheimnisvolles. „Weshalb fragst du? – Du bist jetzt selbst einer von uns." –

Da regte er sich wieder, der schwindelerregende Verdacht. Kalt und klamm kroch er in mein Gedächtnis zurück. „Dann wäre alles, was mir je widerfahren ist, weder möglich noch wirklich gewesen," sagte ich versonnen vor mich hin, „ich hätte niemals ..."

„Du urteilst noch immer aus der Perspektive der Gefangenschaft," beeilte sich Gruntz, mir ins Wort zu fallen, nunmehr etwas gereizt und ungeduldig, „dein Horizont reicht noch nicht über die absolute Gegenwart hinaus. Glaub mir, ich führe viele von deiner Sorte hierher; viele, die niemals zuvor in der Zeit gewesen sind, niemals eine mögliche Zukunft oder eine wirkliche Vergangenheit gehabt haben, bloss Prognosen und Erinnerungen; und viele, die sich unter einer Reise nur die flüchtige Konvergenzzone zwischen zwei Handlungsorten vorstellen können, unter einem Beischlaf nichts als eine Folge geschmackvoll ineinandergeraffter Nahaufnahmen von nacktglänzenden Körperoberflächen, beizeiten abgeschnitten und abgeblendet von aller trivialen, widerwärtig-wunderbaren Endgültigkeit. Und sie alle fangen hier an, wenn sie anfangen, so wie du jetzt anfängst."

„Anfangen – womit?" –

Jetzt kommt's! – Die Frage steht mächtig und erschütternd im Raum, meine Damen und Herren: „Anfangen – womit?" – Ich muss sagen, ich bin immer wieder aufs Neue ergriffen von dieser Stelle, ich gebe es unumwunden zu, und jedes Mal zögere ich, das Wort in den Mund zu nehmen, mit gutem Grund, ich versichere Ihnen: mit gutem Grund, denn so fangen sie alle an, betreten und beschämt, oder, um mit Muckmayer zu sprechen: in fassungsloser Demut angesichts – da, sehen Sie doch: auch Alois Gruntz zögert, aber wir kommen nicht darum herum, es auszusprechen, es scheint ja förmlich um den Erdkreis zu schreien: das Leben, ich bin versucht zu sagen: die Zeit, das Leben – machen wir uns nichts vor, meine Damen und Herren. Können wir den Schluss noch einmal in der Verlangsamung haben? –

Der erste Quader zur Rechten schimmerte in einem fahlen Altrosa und überragte mich bloss um wenige Zentimeter. Als ich mich ihm zuwandte, glaubte ich in seinem Inneren ein paar verschwommene Konturen wahrzunehmen, zarte stereometrische Muster, die jedoch zusehends an Schärfe und Plastizität gewannen, bis sich schliesslich klar und deutlich die Halbtotale auf das hintere Parkett des Kinosaals vor mir auftat. Mein Platz in der 22. Reihe war frei, aber Charlotte sass noch immer da, in derselben starren Pose, den hohlen, sinnleeren Blick auf die Leinwand geheftet, der ich lautlos und offenbar unbemerkt entsteige. Wie ich mich im Halbdunkel den Seitengang entlangtaste, weiss ich plötzlich, was ich Charlotte sagen werde, sobald ich meinen Platz eingenommen habe und der Film wieder angelaufen ist, mit der Bahnsteigszene aus *Goodbye Norma Jean* oder irgendeiner anderen; ich weiss es mit einer wilden, unwiderruflichen Entschlossenheit, und ich weiss, dass es ein Satz ist, der nicht im Drehbuch steht. Dies ist mein vergänglicher Körper, der sich genüsslich langsam ins Sitzpolster sinken lässt: die Körper gewordene Ewigkeit. –

„Diese lange Gasse zurück: die währt eine Ewigkeit. Und jene lange Gasse hinaus – das ist eine andre Ewigkeit. Sie widersprechen sich, diese Wege; sie stossen sich gerade vor den Kopf – und hier, an diesem Torwege, ist es, wo sie zusammenkommen. Der Name des Torwegs steht oben geschrieben: ‚Augenblick'.
Aber wer einen von ihnen weiter ginge – und immer weiter und immer ferner: glaubst du, Zwerg, dass diese Wege sich ewig widersprechen?" – „Alles Gerade lügt", murmelte verächtlich der Zwerg. „Alle Wahrheit ist krumm, die Zeit selber ist ein Kreis."
„Du Geist der Schwere!" sprach ich zürnend, „mache dir es nicht zu leicht!"
– Friedrich Nietzsche;
Also sprach Zarathustra, 1883 – 1885

lic. phil. Matthias MICHEL (1969)
Studium in Philosophie, Film- und Kunstwissenschaften an der Universität Zürich. Arbeitet seit 1994 als freier Kurator und Publizist, u.a. in den Bereichen Film, Kulturphilosophie und Ideengeschichte. Seit 2001 am Collegium Helveticum der Eidg. Technischen Hochschule Zürich als wissenschaftlicher Programmbeauftragter tätig.

Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien

Irene Neverla

Nennen wir sie Gloria Mutig – die junge Frau, die den neuen Zeit-Typ präsentiert. Mit einer hochqualifizierten Ausbildung arbeitet sie als Freelancerin in einer Werbeagentur. Wenn die Aufträge laufen, hat sie einen Arbeitstag von 12 Stunden und mehr über Wochen hinweg. Dann und wann, wenn der Job es zulässt, gönnt sie sich Auszeiten – Kurztrips, ein paar Tage Wellness im Spa, aber auch schon mal drei Monate durch Südostasien.Wo immer Gloria Mutig sich aufhält, ist sie erreichbar über Mobiltelefon und Mailbox und E-Mail – wenn sie erreichbar sein möchte. Termine und Adressen managt sie mittels Palmtop, Reisen oder Bankaufträge übers Internet. Sie liest fast täglich eine Tageszeitung, das kann auch mal ein Boulevardblatt sein, sieht gelegentlich nebenher die Spätnachrichten im Fernsehen, bei brandaktuellen Ereignissen checkt sie schnell die Online-Informationen im Web. Sie hat eine eigene Homepage und führt dort Tagebuch und macht mit bei den halbprofessionellen Web-Bloggern. Zur Entspannung liest sie ab und an eine Frauenzeitschrift, ein politisches Wochenmagazin oder ein Buch oder sieht einen Liebesfilm. Kaum etwas davon tut sie völlig regelmäßig zu bestimmten Zeitpunkten und mit bestimmter Dauer – und doch folgt die Rhythmik ihres Lebens insgeheim einem Plan und trägt einen bestimmten Charakter: Es ist die Eigenzeit von Gloria Mutig, von ihr individuell gestaltet, eingepasst ins herrschende Regime der abstrakten Zeitordnung, die doch Nischen lässt für punktuell Einmaliges und für Zyklizität und für gelegentliche Langsamkeit. Es ist die Zeit der polychronen Gesellschaft. Die Medien spiegeln die Emergenz dieser polychronen Zeit wider und sind zugleich ihr Motor. Das Kommunikationsmedium, das dem Entwicklungsschub in Richtung Polychronie entscheidende Impulse gab, ja zum Katalysator wurde, ist das Internet.

Die Idee der Zeit und die These von ihrem Untergang

Soziologisch betrachtet hat die von Menschen geschaffene Idee der Zeit die Funktion, ein Koordinationsgefüge zur Abstimmung der individuellen Handlungsabläufe zu bieten. Die Vorstellungen von der Zeit sowie ihre Vergegenständlichungen (z.B. in der Uhr) und ihre Institutionalisierungen (in den sozialen Zeitgebern, zu denen ehemals das Kirchenjahr gehörte, heute die publizistischen Medien) bilden zusammengefasst die jeweilige „Zeitordnung" einer Gesellschaft. Zeitordnungen sind im historischen Verlauf immer komplexer geworden: Von der punktuellen Zeit über die zyklische Zeit der Agrargesellschaften zur linearen Zeit des entstehenden Kapitalismus und schließlich zur abstrakten Zeit des Industriezeitalters und der Spätmoderne. Abstrakte Zeit ist kontinuierlich (ohne Anfang und Ende), mathematisch (in immer kleinere Teile zerlegbar), linear und irreversibel, abstrahiert von biologischen und sozialen Prozessen. Ihr Korrelat in der sozialen Praxis ist der Beschleunigungswahn in allen Lebensbereichen und die permanente Zeitnot der Menschen.

Der gesellschaftliche Diskurs zum Phänomen der Zeit hat sich in den vergangenen Jahren intensiviert. Früher ein spannendes, aber randständiges Thema, rückt die Zeit allmählich ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Nehmen wir als Beispiel das jüngste Buch des amerikanischen Soziologen Manuel Castells mit dem Titel „Das Informationszeitalter"[1]. Im Zusammenhang mit der informationstechnologischen Revolution entstehen, so Castells, neue Wirtschaftsformen, Netzwerk-Unternehmen und Arbeits- und Beschäftigungsformen, es entsteht eine Kultur der realen Virtualität, ein „Raum der Ströme" und last not least eine „zeitlose Zeit". Sie entsteht aus der Transformation dessen, was Castells als „lineare, irreversible, messbare, vorhersagbare Zeit" bezeichnet (also abstrakte Zeit), die durch universale Beschleunigungskräfte so weitgehend der Komprimierung unterliegt, dass sie sich selbst vernichtet, sich auflöst, verschwindet. Castells präzisiert diese zunächst metaphorische Darlegung durch Beschreibungen und empirische Befunde aus mehreren Feldern. Wirtschaftlich eröffnet die

[1] Manuel Castells: *Das Informationszeitalter I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft.* Opladen: Leske + Budrich 2001.

vernichtete Zeit in den elektronisch vermittelten globalen Aktienmärkten die „schöne neue Welt der Glücksspielfinanz“[2] und führt zu einem enorm riskanten Wirtschaftsgebaren. Gesellschaftlich betrachtet, gehen biologische und soziale Rhythmen verloren: erkennbar an der Flexibilisierung von Arbeitszeiten und -phasen; an der Verkürzung der Lebensarbeitszeit und dem Entstehen einer langen Altersphase danach; an der Verwischung der Grenzen für die Reproduktionsphase der Elternschaft; erkennbar auch an der Verleugnung von Tod in unserer Gesellschaft. Auf dem politischen Feld schließlich führt die extreme Beschleunigumg zu „Instant-Kriegen“, deren Kürze zur Folge hat, dass Menschen in den herrschenden reichen Ländern Krieg nicht mehr als erfahrbares Ereignis erleben. Kurz: Castell führt seinen Leserinnen und Lesern ausführlich vor Augen, dass die Zeit durch die zunehmende Komprimierung gegen Null tendiert und dass dieses Phänomen in allen Feldern des Lebens erkennbar wird.

Castells prognostiziert, dass all diese Entwicklungen der Zeitauflösung zusammengenommen „die Gesellschaft in der ewigen Augenblicklichkeit installier[en]“[3] – das heißt, dass in der abstrakten (zeitlosen) Zeit Vergangenheit und Zukunft an Wert verlieren zugunsten der permanenten Gegenwart. Dies sei die „Logik der neuen Gesellschaftsstruktur“, die „auf die unablässige Überwindung der Zeit als geordneter Abfolge von Ereignisse[n]“ dringe, während „der größte Teil der Gesellschaft [...] am Rand des neuen Universums“ verbleibe.[4] Castells erwartet zwar Widerstand gegen diese Entwicklung, aber er lässt im Gesamtkontext seiner Analysen keinen Zweifel, dass dieser Widerstand anachronistisch und aussichtslos ist und sich die „zeitlose Zeit“ durchsetzen wird.

Auf dem Weg von der abstrakten Zeit, die sich selbst vernichtet, in die polychrone Zeit, in der vieles möglich wird

Wie so oft bei soziologischen Bestsellern ist nur der Begriff, den Castells wählt, die „zeitlose Zeit“, neu, während das Phänomen der Beschleunigung und der scheinbaren Vernichtung von Zeit, das Castells beschreibt, in Details und in seinen Zusammenhängen in Fachkreisen schon längst bekannt ist. Seit Ende der 1980er Jahre mehren sich jedoch zunehmend Stimmen, die auch andere, zum Teil gegenläufige Kräfte erkennen. Die Wiener Philosophin Helga Nowotny war eine der ersten in diesem Konzert, sie beschrieb schon 1989 das Ringen der Menschen um Zeitsouveränität und ihre individuelle „Eigenzeit“.[5] Deutsche Technik- und Arbeitssoziologen entdeckten in ihren empirischen Studien Menschen, die sich auf der „Suche nach einer neuen Kultur der Zeit“ befänden und gegen den rein rational-ökonomischen Zugriff auf die Zeit entschieden hätten.[6] Diese „Zeitpioniere“[7] praktizierten „variable Modulationen von Zeit“[8]. Essentiell ist, dass diese neuen Züge der Zeitordnung nicht nur im willentlichen Handeln der Individuen erkennbar sind, sondern auch von wirtschaftlichen und technologischen Kräften getragen werden. In einem Sammelband zum „Umbruch gesellschaftlicher Arbeit“ erläutert Hanns-Georg Brose die „Krise der Zeit“ im Produktionssystem:[9] Wie die Irreversibilität von Zeit unterlaufen wird durch Diskontinuitäten („just in time“-Produktion), wie die Sequentialität der tayloristischen Arbeitsorganisation aufgebrochen wird von einer operativen Simultanität („simultaneous engineering“), in der Forschung und Entwicklung, Produktion und Verkauf nicht mehr

Essentiell ist, dass diese neuen Züge der Zeitordnung nicht nur im willentlichen Handeln der Individuen erkennbar sind.

[2] w.o., 493.
[3] w.o., 523.
[4] w.o., 523.
[5] Helga Nowotny: *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989.
[6] Karl H. Hörning, Daniela Ahrens, Anette Gerhard: *Zeitpraktiken. Experimentierfelder der Spätmoderne.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997.
[7] Karl H. Hörnig, Anette Gerhardt, Matthias Michailow: *Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990.
[8] Daniela Ahrens, Annette Gerhard, Karl H. Hörning: *Neue Technologien im Kampf mit der Zeit*, 232. In: Niels Beckenbach, Werner van Treeck (Hg.): *Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit.* (*Soziale Welt*, Sonderband 9), Göttingen: Schwartz 1994, 227 – 240.
[9] Hanns-Georg Brose: *Dimensionen einer reflexiven Ökonomie der Zeit*, 216 ff. In: Niels Beckenbach, Werner van Treeck (Hg.): *Umbrüche gesellschaftlicher Arbeit.* (*Soziale Welt*, Sonderband 9), Göttingen: Schwartz 1994, 209 – 226.

nacheinander, sondern zeitlich verschränkt ablaufen. Für diese „Komplexität des Nebeneinander" in einer „ausufernden Gleichzeitigkeit"[10] fehle es noch an erprobten Handlungskonzepten, vor allem um die scheinbare Irreversibilität von Entscheidungen abzufedern.

Die Emergenz einer neuen Zeitordnung steht an. Mit dem von mir vorgeschlagenen Begriff der polychronen Zeitordnung sollen die widersprüchlichen Kräfte der neuen Zeitordnung gebündelt werden: In der polychronen Zeit besteht eine Heterogenität der Zeitordnungen im Neben- und Miteinander; zwar hat sich die abstrakte Zeitordnung wie eine ubiquitäre Naturgewalt als Regime verdinglicht, aber gegenläufige Elemente sind unverkennbar: Langsamkeit und „Entschleunigung", die Punktualität herausragender Ereignisse, die zyklischen Allokationen und Rhythmen ermöglichen Reversibilitäten, die Wiederentdeckung von Vergangenheit (Historie) und Zukunft (Nachhaltigkeit in der Ökologie) setzt Kontrapunkte zur Ausdehnung der Gegenwart. In all diesen Aspekten wird Zeit (wieder) zu einem Phänomen, das nicht durchgehend abstrakt, kontinuierlich, mathematisch und linear erscheint, sondern auch konkret, diskontinuierlich und revidierbar. Und dies nicht zufällig oder als Anachronismus oder im Zuge der eigensinnigen Bemühungen von einzelnen Menschen, sondern als Ergebnis sowohl von neueren wirtschaftlichen als auch technologischen Entwicklungen.

Mediennutzung als Umgang mit der abstrakten Zeit ...

Ein Zusammenhang zwischen sozialer Zeitordnung und den „Informationstechnologien" bzw. den „Medien" wird in der einschlägigen Literatur immer wieder hergestellt, jedoch nur deskriptiv oder metaphorisch. Dass „neue" Informationstechnologien und Medien eine Schlüsselrolle spielen als treibende Kraft, Motor und Agens bei der Emergenz neuer Zeitvorstellungen, ist unbestritten – wie dies jedoch gemeint ist, welche Medien in welcher Weise eine Rolle spielen, bleibt empirisch und theoretisch zu klären. Diese Forschungslücke im Hinblick auf die polychrone Zeitordnung und ihren Zusammenhang mit den digitalen Alltagsmedien und den publizistischen Medien zu schließen, bedürfte eines eigenen komplexen Forschungsprojekts. Im Folgenden kann ich nur versuchen, vorliegende Befunde skizzenhaft zu systematisieren, um etwas Licht in die Konstituierung dieser polychronen Gesellschaft zu werfen.

Betrachten wir zunächst exemplarisch zwei Beiträge aus der soziologischen Literatur. Castells versteht unter Informationstechnologien „die konvergierende Gruppe von Technologien in den Bereichen Mikroelektronik, Computer (Hardware und Software), Funk und Telekommunikation und elektronische Optik" sowie „zusätzlich [...] auch die Gentechnik"[11]. Dieser sehr weite Begriff von Informationstechnologie ist vielleicht nicht untypisch für solche „großen Würfe" der Soziologie, die den Medien und Informationstechnologien zwar große Bedeutung beimessen, aber eine präzise Aufarbeitung der Begriffe und Befunde aus der Nachbardisziplin Kommunikations- und Medienwissenschaft vermissen lassen.

Demgegenüber bemüht sich die Arbeits- und Techniksoziologie um weit mehr Präzision. Zum Beispiel engen Ahrens u.a.[12] in ihrer empirischen Studie die Informations- und Kommunikations-Techniken auf PC, Anrufbeantworter und Videogerät ein. In ihren Befunden zeigen sie, wie mit Hilfe dieser elektronischen Geräte einerseits der Alltag auf vielfältige Weise zeitlich variabel gestaltet werden kann. Die Speicherfunktion per se und die Asynchronität zwischen Speicherung und Abrufung von Nachrichten erlaubt zeitlich versetzte Nutzungen je nach Bedarf und Bedürfnis. Andererseits entstehen quer zu solcher Zeitsouveränität auch neue Konfliktzonen, denn durch die elektronischen Medien wird „kommunikative Erreichbarkeit [...] nicht nur in erweiterter Form verfügbar, sie wird auch in zunehmenden Maße vorausgesetzt, sprich: zugemutet." Wer die Geräte der Individualkommunikation nicht den Erwartungen gemäß nutzt, „verletzt neue Kommunikationsnormen und löst Konflikte aus, deren Bearbeitung wieder zeitaufwendig ist."[13]. Andere nennen diese Widersprüchlichkeit „Erreichbarkeitsdilemma" und fordern das „Recht auf Nicht-Erreichbarkeit"[14] oder

[10] w.o., 223.
[11] Castells: *Das Informationszeitalter I: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*, 32.
[12] Daniela Ahrens, Annette Gerhard, Karl H. Hörning: *Neue Technologien im Kampf mit der Zeit.*
[13] Daniela Ahrens, Annette Gerhard, Karl H. Hörning: *Neue Technologien im Kampf mit der Zeit*, 237.
[14] Barbara Mettler-von Meibom: *Kommunikation in der Mediengesellschaft. Tendenzen – Gefährdungen – Orientierungen.* Berlin: Edition Sigma 1994, 182.

konstatieren eine „Hybris allzeitiger Erreichbarkeit“[15].

Ein zweites Feld zur Erforschung von Zeit und Medien ist die geisteswissenschaftliche Medienwissenschaft. Allerdings ist vieles, was in der Philosophie fußt, außerordentlich assoziativ und unpräzise im Hinblick auf das, was unter „Medien“ gefasst wird.[16] Weit kohärenter sind die Beiträge aus der sprach- und literaturwissenschaftlich fundierten Medienwissenschaft,[17] die sich im wesentlichen auf die Medien selbst konzentrieren, nämlich auf ihre Inhalte, Formate, Funktionsweisen. Götz Grossklaus beispielsweise differenziert die Abfolge der Aufzeichnung, des Aktualisierens, Speicherns und Reaktualisierens für die Medien Fotografie, Fernsehen und Computer.[18] Die Hamburger Medienwissenschaftlerin Joan K. Bleicher befasst sich mit den „Zeitstrukturen des Großerzählers Fernsehen“.[19] Zunächst bietet das Programmraster ein Ordnungsmuster auf der Basis von additiven Viertelstundenblöcken, innerhalb derer Binnenzeiten entstehen und „erlebte Zeit“. Zu weiteren Gestaltungselementen der Fernsehzeit gehört die Schnittfolge der Bilder – die v.a. in den Musikvideos eine enorme Beschleunigung gefunden hat – und die linear-sequentielle Erzählstruktur des „Und jetzt....“ in Serien. Innerhalb dieses linearen Ablaufes bieten Feiertage und besonders Medienereignisse punktuelle, besondere Momente im Fernsehprogramm. Der ebenfalls in Hamburg tätige Medienwissenschaftler Knut Hickethier hat unter anderem den narrativen Charakter der Fernsehnachricht herausgearbeitet, der durch zyklisch-serielle Wiederholungen entsteht.[20] In seinem jüngsten einschlägigen Aufsatz befasst er sich mit der Synchronität und kommt zum Ergebnis, dass „das Bedürfnis, ‚in der Zeit zu sein', sich mit der Gesellschaft zu synchronisieren, [...] sich für die Individuen nicht nur darauf [beschränkt], das eigene Zeitempfinden mit dem Takt der gesellschaftlichen Zeit in Übereinstimmung zu bringen.“.[21] Vielmehr dienten Medien wie jüngst das Internet und das Mobiltelefon dazu, „an die Gesellschaft angeschlossen zu bleiben“[22], wenngleich es schon wieder Merkmal sich neu formierender Eliten sei, „nicht überall erreichbar zu sein, nicht ständig angeschlossen zu sein, sondern sich seine Freiräume zu bewahren und für sich zu sein.“[23]. Halten wir fest: Auch die Medienwissenschaft konstatiert die Ambivalenz, die in der technischen Erreichbarkeit durch elektronische und digitale Medien steckt. Dies ist ein Thema, das von der Techniksoziologie über die Medienwissenschaft bis zur empirischen Kommunikationswissenschaft behandelt wird.

Damit kommen wir zur sozialwissenschaftlichen Kommunikationsforschung als dem dritten Feld der medienbezogenen Zeitforschung. Hier spielen Analysen zu den Medien als sozialen Zeitgebern mengenmäßig keine große Rolle.[24] Typisch für die kommunikationswissenschaftliche Zeitforschung ist vielmehr die Perspektive der Mediennutzung. Auch hier zielten erste Ansätze

[15] Joachim R. Höflich, Patrick Rössler: *Mobile schriftliche Kommunikation – oder: E-mail für das Handy. Die Bedeutung elektronischer Kurznachrichten (Short Message Service) am Beispiel jugendlicher Handynutzer*, 438. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 2001, Jg.49, H.4, 437 – 461.

[16] Größere Aufmerksamkeit haben philosophische Essays gefunden. Vor allem die Bücher des französischen Philosophen Paul Virilio zur „Dromoskopie“ – so die von Virilio gewählte Bezeichnung einer Analyse, die sich auf Gegenstände von hoher Beschleunigung bezieht – erregten Aufsehen. Kommunikationswissenschaftlich sind sie unhaltbar, denn Virilio schildert frei assoziierend und losgelöst von jeder begrifflichen Präzision Oberflächenerscheinungen. Er wirft Telegraf, Telefon, Radio und Fernsehen in einen Topf, den er „Massenkommunikationsmittel“ nennt und schließt schnurstracks von der Militär- und Medientechnik auf menschliche Wahrnehmung und soziale Folgen – ein Technikdeterminismus, der von seriösen Wissenschaftlern längst ad acta gelegt wurde (Paul Virilio: *Der negative Horizont. Bewegung – Geschwindigkeit – Beschleunigung.* München: Hanser 1989.; als ausführliche Kritik vgl. Beck, Klaus (1994): *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit: Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewußtsein.* Opladen: Westdeutscher Verlag 1994).

[17] zuletzt vgl. Werner Faulstich, Christian Steininger (Hg.): *Zeit in den Medien – Medien in der Zeit.* München: Fink Verlag 2002.

[18] Götz Grossklaus,: *Medien-Zeit.* In: Mike Sandbothe, Walther Ch Zimmerli (Hg.): *Zeit – Medien – Wahrnehmung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994, 36 – 59.

[19] Joankristin Bleicher, : *„...und jetzt sehen Sie...“ Zur Zeitdramaturgie des Fernsehen*, 319. In: *medien + erziehung*, 1991, Jg.35, H.6, 319 – 325.

[20] Knut Hickethier: *Fernsehnachrichten als Erzählung der Welt. Überlegungen zu einer Theorie der Nachrichtenerzählung.* In: *Rundfunk und Fernsehen*, 1997, Jg. 45, H.1, 5 – 18.

[21] Knut Hickethier: *Synchron. Gleichzeitigkeit, Vertaktung und Synchronisation der Medien*, 127. In: Werner Faulstich, Christian Steininger, (Hg.): *Zeit in den Medien – Medien in der Zeit.* München: Fink Verlag 2002, 111 – 130.

[22] ebd.

[23] Knut Hickethier: *Synchron. Gleichzeitigkeit, Vertaktung und Synchronisation der Medien*, 128.

[24] vgl. Walter Hömberg,: *Zeit, Zeitung, Zeitbewußtsein. Massenmedien und Temporalstrukturen.* In: *Publizistik*, 1990, Jg.35, H.1, 5 – 17; Irene Neverla: *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertrieb. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung.* München: Ölschläger (UVK) 1992, 59 ff.

[25] Wolfgang Neumann-Bechstein: *Freizeittrends und*

auf das Medium Fernsehen und sein Publikum. Wolfgang Neumann-Bechstein erkannte als einer der ersten Forscher den Zusammenhang zwischen veränderten Zeitstrukturen der Freizeit (bzw. Arbeitszeit) und der Fernsehnutzung sowie Videonutzung.[25] Weitere Studien näherten sich der Zeitforschung eher en passant, zum Beispiel über die bewusste Medienabstinenz, zu der sich eine kleine Bevölkerungsgruppe entschließt, unter anderem um Zeitsouveränität zu gewinnen.[26]

In welchem Ausmaß Fernsehnutzung zugleich Zeit-Handeln ist, wurde erstmals in der zeittheoretisch geleiteten empirischen Untersuchung von Neverla[27] deutlich. Diese Studie umfasste quantitative Tagebuchprotokolle und Interviews aus drei Erhebungswellen mit 37 Befragungspersonen in den Jahren 1987/88. Ob mit Fernsehnutzung leere Zeit gefüllt oder Restzeit ökonomisch bewirtschaftet wird, ob mit Fernsehen der Alltag rhythmisiert oder im Gegenteil allgemeine Auszeit durch zeitweise Fernsehabstinenz gestützt wird – allemal stellen die Formen der Fernsehnutzung zugleich Zeitgestaltungsmuster für Alltag und Biographie dar. Zugleich zeichnete sich schon in dieser Studie das Bemühen der Zuschauerinnen und Zuschauer um Zeitsouveränität und Loslösung von der abstrakten Zeit ab, zum Beispiel in der ritualisierten Fernsehnutzung (die Eigenzeit gegen Programmzeit setzt), im Umgang mit dem Videorecorder (eher tentativ) und mehr noch im Zapping und Grasing durch das Programm mittels Fernbedienung (damals vor allem bei jungen Männern).[28]

Die Nutzung aktueller, publizistischer Medien wie Fernsehen, Radio, Zeitung und Zeitschriften stellt Zeit-Handeln dar.

Diese theoretisch-empirischen Bemühungen über den Zusammenhang zwischen Zeit und Medien fanden keine konsequente Weiterführung. Eine theoretische Ausnahme bildete Klaus Beck in seiner Dissertation über „Medien und die soziale Konstruktion von Zeit"[29], in der nochmals eine zeittheoretische Bestandsaufnahme für Fragen der Medien- und Kommunikationsforschung unter Einbeziehung aller publizistischen Medien erfolgt. In empirischen Mediennutzungsstudien wurden zeittheoretische Gesichtspunkte gelegentlich implizit untersucht, zum Beispiel in einer Analyse der Daten aus der standardisierten telemetrischen Forschung mit dem Ergebnis, dass individuelle Fernsehnutzungsmuster prägnant und deutlich erkennbar sind nach den Indikatoren Sehdauer, Verweildauer und Zahl der Fernsehtage sind.[30] Zu einer systematischen Fortführung zeittheoretisch geleiteter empirischer Studien ist es jedoch nicht gekommen.

... und die Emergenz der polychronen Zeit im Umgang mit Medien

Halten wir fest: Die Nutzung aktueller, publizistischer Medien wie Fernsehen, Radio, Zeitung und Zeitschriften stellt Zeit-Handeln dar. In komplexen Integrationsleistungen balancieren die Menschen ihre Eigenzeiten mit denen anderer Menschen bzw. sozialer Institutionen aus, um sie zu einer sinnvollen und praktikablen Zeitgestalt zu formen. Diese Integrationsleistung hat zwar den Charakter eines beständigen Aushandlungsprozesses, kann sich jedoch immerhin auf eine Konstante beziehen: auf die kontinuierliche Präsenz der Medien als soziale Zeitgeber und – sofern es sich um die klassischen „Programmme-

Fernsehnutzung. Strukturveränderungen im Freizeitverhalten und ihre Bedeutung für die Medienentwicklung. In: *Rundfunk und Fernsehen*, 1982, Jg.30, H.2,164 – 177; Wolfgang Neumann-Bechstein: *Freizeit und Medien – Neue Trends, ungewisse Perspektiven.* In: *Media Perspektiven*, 1984, H.3, S.192 – 201; Wolfgang Neumann-Bechstein: *Fernsehen und Video. Überholte Konkurrenz oder unterschätzter Konflikt.* In: *Rundfunk und Fernsehen*, 1985, Jg.33, H.3 – 4, S.174 – 188.

[26] vgl. Volker Ronge: *Mediennutzung versus personale Kommunikation. Grenzen der Prägung der sozialen Kommunikation durch Massenmedien.* In: *Rundfunk und Fernsehen*, 1987, Jg. 35, H.4, S.461 – 477; Peter Sicking : *Leben ohne Fernsehen: Eine qualitative Nichtfernseherstudie.* Wiesbaden: Dt. Universitätsverlag 1998 (2. Auflage 2002).

[267] Irene Neverla: *Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertrieb. Eine Untersuchung zur Fernsehnutzung.* München: Ölschläger (UVK) 1992.

[28] (vgl. auch Irene Neverla: *Zeitrationalität der Fernsehnutzung als Zwang und Emanzipation*, 85 ff In: Mike Sandbothe, Walther Ch. Zimmerli (Hg.): *Zeit – Medien – Wahrnehmung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994, 79 – 88.

[29] Klaus Beck: *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit: Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewußtsein.* Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.

[30] Uwe Hasebrink, Friedrich Krotz: *Wie nutzen Zuschauer das Fernsehen?*, 515 ff. In: *Media Perspektiven*, 1993, H. 11 – 12, 515 – 527.

[31] vgl. dazu ausführlicher Irene Neverla, (Hg.): *Das Netz-*

dien" Zeitung, Zeitschrift, Funk und Fernsehen handelt – auf deren festgelegte Erscheinungeformen. Das ist die Zyklizität der Presse durch ihre tägliche oder wöchentliche Periodik und die Linearität von Radio und Fernsehen durch ihre kontinuierliche Erscheinungsweise rund um die Uhr. Damit bietet Mediennutzung eine Kohärenz – im Alltag, über den Lebenslauf hinweg mit all seinen Wendepunkten, Passagen und Phasen –, die inmitten einer Gesellschaft mit extremer Wandlungsdynamik einzigartig ist.[31] Die Medien sind ruhende Inseln im wogenden Meer sich wandelnder Institutionen, beständig neuer Ereignisse, einer unübersichtlichen und unplanbaren Zukunft.

Mit dem Internet, dem neuen „Netz-Medium"[32] ist diese Konstante reduziert auf bloße Präsenz – wann (Allokation), wie oft (Rhythmik) und wie lange (Dauer) vom Internet Gebrauch gemacht wird, ist in das Belieben der User gestellt. Im Internet perfektioniert sich abstrakte Zeit: Sie ist kontinuierlich ohne Anfang und Ende, abstrakt ohne Bezug zu biologischen und sozialen Zeitgestalten, mathematisch bis in kleinste Einheiten berechenbar und bis gegen Null reduzierbar. Zugleich entsteht im Internet auch polychrone Zeit: Alles ist jederzeit und immer aufs Neue abrufbar, aber auch unterbrechbar (diskontinuierlich), insofern anpassbar an die Eigenzeit der User samt ihren biologischen und sozialen Zeitimplikationen (konkret), wiederholbar und im Prinzip auch gestaltbar (revidierbar).

Eine zeittheoretisch geleitete empirische Untersuchung über das Netz-Medium als sozialen Zeitgeber und das Zeit-Handeln der User im Umgang mit dem Netz-Medium Internet steht meines Wissens noch aus. Hilfsweise und für einen groben Umriss lassen sich Daten aus diversen Studien zusammentragen. In der Adaptionsphase, wenn Menschen lernen, mit dem Internet umzugehen, durchlaufen sie wechselnde Gefühle von Zeitverlust und Zeitgewinn, um schließlich ein Zeit-Handeln von hoher Variabilität zu erreichen.[33] Mittlerweile liegt in Deutschland die Zahl der User bei knapp 25 Millionen Menschen, das sind fast 39 Prozent der Bevölkerung ab 14 Jahren.[34] Die durchschnittliche tägliche Nutzungsdauer ist von 1997 bis 2001 von 76 auf 107 Minuten angestiegen, sie geht keineswegs zu Lasten der beiden elektronischen Medien Hörfunk und Fernsehen, die jeweils etwa das Zweifache der Online-Nutzung betragen.[35] E-Mails sind die hauptsächliche Form der Online-Nutzung. Diese Individualkommunikation ist asynchron angelegt und verspricht für beide Kommunikationspartner maximale Zeitsouveränität und Zeitersparnis. Quer zu solchen zeitrationalen Überlegungen, die einer abstrakten Zeitordnung verbunden sind, liegen die spielerischen Nutzungsarten des Surfens oder der Gestaltung von Homepages samt Tagebüchern, die zyklischen Charakter tragen.[36]

Bisher war von Zeitordnung und „den Medien" die Rede. Kommen wir nun auf den Journalismus zu sprechen. Journalismus unterscheidet sich von anderen Angeboten in den Medien durch Faktenorientierung und durch Aktualität. Beide Begriffe sind brüchig geworden. Hier soll es jedoch nicht um die Faktenorientierung gehen,[37] sondern um Aktualität im Journalismus. Sie wird gemeinhin auch zeittheoretisch definiert, als Annäherung an eine Synchronität zwischen Ereignis und der Berichterstattung darüber. Live-Berichterstattung in Funk und Fernsehen galt in den ersten Jahren, als sie technisch möglich wurde, als Höhepunkt des Journalismus. Wir alle haben dazugelernt. Zuletzt haben das mediale Großereignis der Flugzeugattentate auf das World Trade Center und der nachfolgende Afghanistan-Feldzug der USA die Grenzen des synchronen Informationsjournalismus aufgezeigt. Beim Attentat, das dem Publikum weltweit synchron zugeliefert wurde, wurde erst durch die

Medium. Kommunikationswissenschaftliche Aspekte eines Mediums in Entwicklung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1998.

[32] Irene Neverla: *Zur Kontinuität der Medien in einer Kultur des Wandels.* In: Ulrich Saxer (Hg.): *Medien-Kulturkommunikation.* Sonderheft der *Publizistik*, 1998, H. 2, 274 – 283.

[33] Irene Neverla: *Chrono-Visionen im Cyberspace. Die Zeitordnung der Medien im Zeitalter des Internet*, 136 ff. In: Manuel Schneider, Karlheinz A. Geißler (Hg.): *Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien.* Stuttgart u.a.: Hirzel 1999, 131 – 138.

[34] Christa-Maria Ridder: *Onlinenutzung in Deutschland. Entwicklungstrends und Zukunftsprognosen*, 121. In: *Media Perspektiven*, 2002, H. 3, S. 121 – 131.

[35] w.o., 124 ff.

[36] Ronald von Törne: *Seiten des Selbst – Eine empirische Untersuchung zur Konstruktion von Identität in Online-Tagebüchern.* Diplomarbeit im Fach Soziologie an der Universität Hamburg, 2002.

[37] dazu vgl. Elisabeth Klaus, Margret Lünenborg: *Journalismus. Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeit schaffen.* In: Baum, Achin/Schmidt Siegfried J. (Hg.): *Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten.* Konstanz: UVK 2001, 152 – 164.

Moderatoren bzw. durch den Journalismus als Institution klar, dass es sich um Fakten handelte. Bei der Kriegs-Propaganda der USA war die PR des Militär- und Staatsapparates zeitlich immer einen Schritt voraus, und selbst kritischer Journalismus konnte diesen Timelag nicht einholen. Diese Erfahrungen zeigten, dass Qualitätsjournalismus, Hintergrundberichterstattung und kritische politische Einordnung wieder gefragt sind – und dass sie einer adäquaten Zeitdauer bedürfen. Der technische Aktualitätsbegriff, der sich an der abstrakten Laborzeit der digitalen Medien orientiert, hat abgedankt. Zu erwarten ist die Renaissance eines sozialen Aktualitätsbegriffes, der die Eigenzeit der Recherche, die Langsamkeit der Präsentation, die Diskontinuität der Nachricht pflegt. Der soziale Aktualitätsbegriff wird nicht die Oberhand gewinnen, aber er wird neben der technischen Aktualität bestehen können, eben als Teil der polychronen Zeit.

Die polychrone Zeitordnung ist von höchster Ambivalenz: Sie offeriert Individualität und Emanzipation vom Regime der abstrakten Zeit, wie sie in den Programmmedien Fernsehen, Funk und Printmedien angeboten wird. Polychronie ist mit Kosten und Risiken verbunden: Die Loslösung von der abstrakten Zeit könnte auch zu einem Verlust der Anschlussfähigkeit an die Rationalität abstrakter Zeit führen. Die Höhe der Kosten und Risiken hängt entscheidend von der Medienkompetenz des Einzelnen ab. Je höher die Kompetenz im Umgang mit den Medien, desto wahrscheinlicher die Bewahrung der Souveränität ohne Verlust der Anschlussfähigkeit.

Irene NEVERLA, Prof., Dr. phil., M.A. (1952)
Aufgewachsen in Wien, Studium der Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Psychologie an den Universitäten Wien, Salzburg und München. Magister Artium, Promotion und Habilitation an der Universität München. Seit 1992 Professorin für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Hamburg, seit 2001 Herausgeberin von COVER, Medienmagazin des Instituts für Journalstik und Kommunikationswissenchaft. Lehr- und Forschungsgebiete: Allgemeine Kommunikationswissenschaft, Journalistik, Publikums- und Wirkungsforschung, Neue Medien, Geschlechterforschung, Zeitsoziologie. Medizinkommunikation.
Ausgewählte Publikationen: (Hg.): Grundlagentexte der Journalistik (mit Elke Grittmann und Monika Pater). Konstanz: UVK 2002. (Hg.): Das Netz-Medium. Kommunikationswissenschaftliche Aspekte eines Mediums in Entwicklung. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1998. (Hg.): Journalismus als Kultur (mit Fritz Hausjell u.a.). Wien: Braumüller 1998. Fernseh-Zeit. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. München: Ölschläger 1992. Journalistinnen. Frauen in einem Männerberuf. (mit Gerda Kanzleiter) Frankfurt: Campus 1984.

„Auseinandersetzung mit Bildern und Tönen ist ein Vorgang der Ineinssetzung, der Lektüre"

Überlegungen von Prof. Karl Sierek in einem Gespräch mit Gerhard Hajicsek und Wolfgang Monschein am 11. 7. 2002 in Wien

medien & zeit: Herr Professor Sierek, welchen Film haben Sie zuletzt im Fernsehen gesehen?

Sierek: Ich muss Ihnen sagen, dass ich mich nicht daran erinnere, da ich sehr selten fernsehe und mir daher auch kaum Filme im Fernsehen ansehe. Ein Effekt der Flüchtigkeit, wenn Sie so wollen, und vor allem die Konsequenz meiner leidenschaftlichen theoretischen Arbeit mit und an Bildern. Denn diese bringt – wie nicht wenige Medienwissenschaftler heute meinen – das Fernsehen nicht hervor.

medien & zeit: Und welchen Film haben Sie zuletzt im Kino gesehen?

Sierek: Den wunderbaren *Gosford Park* von Robert Altman, sicher einer der schönsten Filme, die ich in den letzten Monaten gesehen habe. Dieser Film zeigt, und das ist auch in unserem Zusammenhang von Bedeutung, Facetten der Flüchtigkeit und, im Gegensatz dazu, der Nachhaltigkeit. Er beschäftigt sich unter anderem mit einigen interessanten Aspekten der Relativierung medialer Erinnerung. Dabei evoziert er eine spezifische Art der Gedächtnisarbeit, die interessanterweise in den Rezensionen, die ich zu diesem Film gelesen habe, nicht zur Sprache gekommen ist. Es handelt sich nämlich um eine mehr oder minder versteckte Art eines Remakes eines Filmes aus dem Jahr 1938, Régle du Jeux von Jean Renoir.

medien & zeit: Welchen Film haben Sie im Kino am öftesten gesehen?

Sierek: Das müsste *Bringing up Baby* von Howard Hawks gewesen sein. Und ich sage Ihnen auch, warum ich mir diesen Film so oft angesehen habe. Das ist wichtig für mein Wissenschaftsverständnis: Weil er mir so gut gefallen hat und weil ich mit ihm und durch ihn viel gelacht habe. Ich glaube nämlich, dass diese Lust am medialen, am filmischen Ereignis Auge und Ohr öffnet für die Bauweise und die Wirkung bzw. Wirkungsgeschichte eines solchen Produktes. Dieses sehr persönliche Erlebnis mit dem Film von Hawks ist allerdings schon lange her; es kommt heute kaum noch vor, dass ich mir einen Film im Kino zehn- bis fünfzehnmal ansehe. Damals war das übrigens auch ein wissenschaftliches Erfordernis, vor allem in der jungen Disziplin der Filmanalyse. Die technische Entwicklung, etwa rasante Verbreitung des Videorecorders, hat hier natürlich radikale Änderungen der Arbeitstechniken der Filmwissenschaft mit sich gebracht. Insofern sind die Fragen des Erinnerns, des Gedächtnisses, der Speicherung natürlich auch eine Facette der Technikgeschichte der Medien.

medien & zeit: Warum sehen Sie sich einen Film eher im Kino als im Fernsehen an?

Sierek: Das ist eine sehr komplexe Frage. Es ist nicht mehr so, dass ich das Kino als heiligen Gral, als Refugium, als idealen Ort für die Vorführung von Filmen erachte. Diese fetischistische Sichtweise des Kinos als einzigem Ort, an dem man Filme sehen kann, ist mir inzwischen abhanden gekommen. Wenn man die Wahl hat, sich einen Film als schlechte, abgespielte Kopie in deutscher Synchronfassung im Kino oder gut gemastert, also digital aufbereitet, im Original über einen Videobeamer anzusehen, ist wahrscheinlich letzteres vorzuziehen. Dennoch bietet die Pseudovielfalt der Kanäle im Fernsehen niemals das, was ein Filmtheoretiker braucht, wenn er den Stand der Diskussion über Kino in ästhetischer, restauratorischer oder filmhistorischer Hinsicht verfolgen will. Denn die omnipräsente Verfügbarkeit, wie sie von manchen Medieneuphorikern proklamiert wird, ist eine auf rein technische Aspekte reduzierte Vision, die den Diskursen in Bezug auf das Medium Film in keinster Weise gerecht wird.

medien & zeit: Zum Thema der Wirkmächtigkeit von audiovisuellen Medien: Wie ist es möglich, dass ein Satz wie „Ich seh Dir in die Augen, Kleines" auch für heute fünfzehnjährige Internetkids zum Mythos wird?

Sierek: Zunächst würde ich folgende zwei Denkrichtungen unterscheiden: zum einen die Frage nach der Wirkmächtigkeit und zum anderen die Frage nach der Mythologie, die sich aus den lau-

fenden Bildern und speziell aus dem Kino ja sehr gut speist. Der Begriff der Medienwirkung wird in ganz bestimmten wissenschaftlichen Paradigmata verwendet, nämlich im Bereich der Medienwirkungsforschung. Das Erkenntnisinteresse der Medienwirkungsforschung zielt meistens in eine ganz andere Richtung als ihre Beobachtung. Die Frage, wie ein derartiger Satz, ein bestimmtes Bild oder eine Szene in einem Film zu einem Mythem werden kann, wird von ihr kaum ins Visier genommen. Umgekehrt aber ist die Frage nach der Mythologie ein ganz wichtiger Aspekt der kulturtheoretisch verorteten Film- und Medienforschung, weil man damit das Kino auch als eine mythenproduzierende Maschine untersuchen kann. Ich denke, dass das Kino eine stärkere mythenproduzierende Funktion hat als das Fernsehen. Das hängt damit zusammen, dass es bis heute von seinen Besuchern unter anderem als ein Ort des Gedächtnisses erfahren wird. Fernsehen hingegen ist sowohl geschichts- als auch gesichtslos – was ich keineswegs abwertend meine, da es dabei nicht um normative Fragestellungen geht. Das Fernsehen hat deshalb auch eine stärkere Funktion beim Entwurf einer spezifischen Präsenz, die anderen Medien, etwa dem Kino, in dieser Vehemenz nicht zuzuschreiben ist. Die verschiedenen Medien und die ihnen zuzuordnenden Diskursformen verfahren also radikal arbeitsteilig und das kulturelle Ganze entsteht erst in ihrem Zusammenspiel. Deshalb entfaltet das Kino seine mythenproduzierende Funktion nicht selten erst in einem anderen Medium. Es hat – und darauf zielt ihre Frage – dem Fernsehen ein Kuckucksei gelegt. In diesem medienübergreifenden Wechselspiel der Mythologisierung kommt es zu einer Verschiebung der Konnotationszusammenhänge, die die Bilder nicht einfach im Sinne einer linearen Entfaltung der Erinnerung ändert, sondern sie einem radikalen Prozess der Umstellung, Verwendung und Neukodierung unterwirft. Die Veränderung der Bilder ist also mit der linearen Form der Erinnerung – die ihrerseits wiederum bei genauer Betrachtung so linear gar nicht ist – keineswegs gleichzusetzen. Um Vorgänge dieser Art besser untersuchen zu können, wäre eine Öffnung der Mediengeschichtsschreibung gegenüber anderen Bereichen der Kulturtheorie wünschenswert: Ein wissenschaftstheoretischer Zugang, den anzuwenden ich mich auch in meinem aktuellen Buchprojekt bemühe. Was mich dabei beschäftigt, ist unter anderem die Frage nach der Möglichkeit des Einsatzes von Methodologien und Theorien der Kunstwissenschaft zur Klärung der Frage des „Nachlebens" vergangener Bilder in aktuellen medialen Diskursen. Wichtig ist mir bei dieser Beschäftigung, die auf einer Relektüre des Werks des Kunsthistorikers Aby Warburg beruht, dass Mediengeschichte und Medientheoriegeschichte viel enger aufeinander bezogen werden müssen, als dies gegenwärtig der Fall ist.

medien & zeit: Osama bin Laden – wäre eine derartige Medienkarriere auch ohne das Medium Fernsehen möglich gewesen?

Sierek: Das ist eine Frage, die seit nunmehr einem Jahr fortwährend gestellt wird. Ich versuche, sie, mit dem gebotenen Respekt vor den Opfern und in Anbetracht des Abstandes, den wir zu den Ereignissen des 11. September 2001 inzwischen gewonnen haben, zu ironisieren. Ist es tatsächlich das Fernsehen, das dafür verantwortlich ist, dass jeder die von Ihnen genannte Person zu kennen, zu erkennen oder wiederzuerkennen glaubt? Diese Zuschreibung allein kommt mir doch etwas vorschnell vor. Was wir von Bin Laden kennen oder wissen, reduziert sich bei genauer Betrachtung auf einige wenige Bilder, die – wie Geld – zu einem universell verwendbaren Medium geworden sind. Sie lassen sich auf zwei Schemata zurückführen. Das erste bezieht sich auf den mutmaßlichen Urheber des Terroranschlages, das zweite auf das Flugzeug, das sich wenige Meter vor dem WTC befindet bzw. bereits eingeschlagen hat. Diese zwei Bilder, die innerhalb kürzester Zeit zu extrem komplexen Konnotationsbündeln explodiert sind, verändern sich seither unentwegt. Je mehr Zeit vergeht, desto mehr entziehen sie sich in diesen Raum dichtester Zuschreibungen. Wie schwierig es ist, mit diesem wuchernden, allumfassenden Signifikanten umzugehen, zeigt folgendes kleines Beispiel: Der Anschlag ereignete sich kurz vor dem letztjährigen Wiener Filmfestival Viennale. Für diese Veranstaltung war ein Plakat vorbereitet, auf dem ein Flugzeug vor wolkigem Himmel zu erkennen war. Nach dem Anschlag wurde das Flugzeug herausretouchiert, das Plakat neu gedruckt und erst dann affichiert. Was bedeutet das? Wollte man damit ein Ereignis retouchieren? Was heißt es, dass ein vorhandenes Bild plötzlich eine derartige Brisanz gewinnt, dass es offenbar nicht mehr gezeigt werden kann? Sie verstehen, das sind keine Fragen, die sich spezifisch um das Fernsehen drehen und auch keine, die ausschließlich im Rahmen einer Mediendebatte abzuführen sind. Es steht dabei der Stellenwert des Bildes in einer bestimmten Kultur zur Disposition. Und

dies bringt mich zum zweiten Bild: dieses merkwürdige Verbrecherfoto von Osama bin Laden. In anderen Kulturkreisen wird es – wie wir heute wissen – bereits als Bild eines Helden dekodiert: als Poster in Hinterzimmern obskurer Vereinigungen, als Schmuck in den Wohnzimmern sozial Depravierter. Was bedeutet es, wenn dieses Abbild eines Abbildes in den Kreislauf der Bilder eingebaut und in unterschiedliche Diskurse eingebunden wird? In einem Raum, der ebenfalls abgebildet ist, befinden sich Adoranten des Osama bin Laden und aus diesem Bild, das zunächst einmal ein sehr klares, markantes Zeichen – ein Portät – war, wird plötzlich ein situatives Ensemble mit enormer politischer Sprengkraft – und dies auch im Wortsinn. Es wird unmittelbar in den sozialen Zusammenhang eingebunden, in unterschiedlichster Weise verwendet und auf eine uns möglicherweise vollkommen fremde Weise gelesen. Und wenn wir nur eines aus diesem Faktum gelernt haben, so ist dies schon nicht zu unterschätzen: Das Bild bin Ladens, das Bild des Einschlags in den Tower – beide haben eine, ja mehrere andere Seite, die zu sehen wir uns bemühen sollten. Man kann diese Fragen jetzt nicht endgültig beantworten, ich meine aber, dass es wichtig ist, diese bildliche Dialogizität im Auge zu behalten: Sie legt ihr Augenmerk auf die Transformationsprozesse vom Ereignis zum Bild, zur Erscheinung am Schirm, die fast in Echtzeit ausgestrahlt und unendlich wiederholt wird, zur Reproduktion in einer Zeitung bis zur Überlagerung des Bildes mit einem Plakat, das im Grunde mit diesem Ereignis gar nichts zu tun hat. Ich habe dabei allerdings erst von der räumlichen, situativen Anordnung gesprochen. Das ganze Problem verdoppelt sich, wenn man die zeitliche Dimension mitbedenkt: Zum Beispiel das Phänomen der Repetition. Ich bin – wie sicherlich sehr viele auf der ganzen Welt – sofort vor dem Fernseher gesessen, als ich von diesem Ereignis hörte, und ich habe bei der 14. oder 15. Wiederholung der einstürzenden Türme zu zählen aufgehört. Welche Konsequenzen hat dieses Moment der Wiederholung, dieses Präsent-Halten des augenblicklichen Ereignisses? Eine unentwegt laufende Maschinerie hat ständig die gleichen Bilder reproduziert, mit dem Effekt, dass das genaue Gegenteil von Erinnerung und Gedächtnisarbeit erzielt wird: Das Ersetzen des Ereignisses durch den loop, durch die ständige Wiederholung am Schirm. Mich hat das an jene – ebenfalls standardisierten – Images aus den sogenannten „Frontpage"-Filmen des klassischen Hollywood erinnert: Man sieht rasende Rotationspressen, die tausende und abertausende Exemplare einer Tageszeitung mit der Schlagzeile eines aktuellen Ereignisses auswerfen. Mit zwei Unterschieden: Dass nämlich erstens diese Filme genau jenen Vorgang reflektieren, der zur Formulierung der jeweiligen Schlagzeile geführt hat, und zweitens dass die Zeitung im Filmbild Schrift und Bild per se in ein internes Reibungsverhältnis setzt, was das Fernsehen in der Form, in der wir es kennen, nicht zu leisten imstande ist. Ich denke daher, dass man in diesem Doppel-Bild „Bin Laden+WTC", das inzwischen zu einem Emblem der reproduzierten Reproduktion geworden ist, unter Umständen Anregungen zum Nachdenken über die mediale Funktion anlässlich solcher Ereignisse finden kann, die weit über die Problematik der Funktion des Fernsehens im Kontext des „modernen" Terrors hinausgehen.

medien & zeit: Es hat ja eine unerhörte Kampagnisierung in der Nachbereitung dieses Ereignisses quer durch die Medien stattgefunden, wobei das Fernsehen wohl als Hauptträgermedium funktioniert hat. Wäre dies allein durch Printmedien, ohne das bewegte Bild im Fernsehen möglich? Ist nicht auch die Rezeptionssituation von Bedeutung? Es besteht doch ein gravierender Unterschied zwischen dem Konsum einer Nachrichtensendung im Fernsehen und dem Lesen einer Zeitung. Ist es nicht so, dass der Aspekt der Nicht-Interaktivität mit dem Medium Fernsehen Propagandisten die Chance, sich durchzusetzen, extrem erhöht?

Sierek: Fernsehen ist nicht per se „nicht-interaktiv"! Ich betone nochmals den Aspekt, den ich vorher kurz angerissen habe. Es geht erst in zweiter Linie um die „Medien an sich" und ihre Wirkung als solche, um das Fernsehen. Es wäre sinnvoller, zunächst die Spezifik der Diskurse zu untersuchen, die zwar gewiss durch das Fernsehen in den letzten 50 Jahren mit induziert wurden, jedoch nur deshalb so wirkmächtig werden konnten, weil sie andere Medien längst diffundiert haben und umgekehrt. Die Diskurse, die oft als spezifisch für das Fernsehen erachtet werden, existieren seit langem. Es gab sie nicht selten schon vor dem Fernsehen. Deshalb ist es mir auch so wichtig, sich nicht auf die Untersuchung der technohistorischen Aspekte zu beschränken, sondern die Bedeutung der Frage der Diskursanalyse in den Vordergrund zu rücken.

medien & zeit: Es geht uns nicht um die Konzentration auf das Medium an sich, sondern um

die Frage, wie sich die Rezeptionssituation, die jeweilig durch das Medium geprägt ist, auf die Kritikfähigkeit des Rezipienten auswirkt.

Sierek: Das Problem, das ich hier sehe, steckt bereits in der Art Ihrer Formulierung. Ich meine, dass mit dem Begriff der Rezeption etwas vorsichtiger umzugehen wäre. Kulturwissenschaftlich orientierten Paradigmata, die sich mit Medien oder mit Bildern im weiteren Sinn beschäftigen, stehen diesem Begriff mit Recht skeptisch gegenüber. Der Mensch ist keine mehr oder minder passive Aufnahmefläche, er stellt keine Instanz dar, die Informationen einfach aufnimmt. Die Auseinandersetzung mit Bildern und Tönen ist auch eine Ineinssetzung. Sehen und Hören ist Arbeit an Bild und Ton, ist ein produktiver Akt von einer Komplexität und einem Reichtum, der mit dem Begriff der Rezeption einfach nicht zu fassen ist. Sobald die Rolle des mit Medien Befassten in einer derartigen Perspektive aufgewertet wird, sobald der sogenannte „Rezipient" als Produzent von Bedeutungen gewürdigt wird, löst sich auch das doch sehr statische Subjekt-Objekt-Verhältnis zwischen Sender und Empfänger auf und weicht einer dynamischen Sicht der medialen Verarbeitungsprozesse, die zu entsprechend vielschichtigen Ergebnissen führt. In dem Augenblick, in dem man diese Vorgänge mit den Begriffen der Lektüre, der Ineinssetzung beschreibt, wird man sehen, dass sie zutiefst aktive Vorgänge sind und keine reaktiven. Es sind tatsächlich wirklichkeitsherstellende Aktivitäten, die seitens eines Subjekts, das anderen Subjekten gegenübersteht, gesetzt werden. Es geht um einen dialogischen Vorgang, der unwiederholbar ist, wo jeder Schritt zu anderen Bildern, zu anderen Welten im umfassenden Sinn dieses Wortes führt.

medien & zeit: Es geht also um eine aktive Leistung des Rezipienten. Und in diesem Zusammenhang auch ums Fernsehen: Ich möchte mir nochmals etwas ansehen, was ich nicht verstanden habe. Natürlich ist in nahezu jeder Fernsehanlage ein Videorecorder integriert, aber, um es offen zu sagen, wer nimmt sich eine Nachrichtensendung auf? Ich werde mit Bildern bombardiert, ich kann nicht zurückgehen, die Bilder erreichen mich und sind im nächsten Augenblick schon wieder weg. In diesem Sinne nimmt es mir die Chance, den Inhalt kritisch zu lesen. Helga Nowotny beschreibt die fehlende Halbsekunde, die es in dieser Situation brauchen würde, um das Bild zu „verdauen".

Sierek: Dies ist sehr wichtig. Die Phänomene der Wiederholung und der Dauer sollten unterschieden werden. Ständige Wiederholung ist keine Gewähr für Verständnis. In diesen Begriff der ständigen Wiederholung ist eingeschrieben, wie wir vorher schon festgestellt haben, dass es ständige Wiederholung ja gar nicht geben kann. Es bleibt die Frage, warum das Fernsehen, und da teile ich Helga Nowotnys Diktum, warum das Fernsehen kein Gedächtnis hat bzw. kein Gedächtnis vermitteln kann, andere Medien vielleicht aber doch. Warum die Bilder durch den Kopf hindurch gehen und gewissermaßen hinten wieder hinaus, kann daran liegen, dass sie überhaupt keine Bilder im umfassenden Sinn des Wortes sind, sondern ein Fluss des Visuellen. Das Bild, das den Begriff der Historizität birgt, könnte also ein Begriff sein, mit dem das Fernsehen streng genommen nichts am Hut hat. Auch hier geht es unter anderem um die Problematik der Wiederholung. Beim Problem der Geschwindigkeit wird es noch komplizierter. TV-Medien haben andere Tempi und eine andere Rhythmik und zeitliche Entfaltung als etwa Kinobilder. Das liegt auch an verschiedenen Facetten dieser Art der technischen Bilder. TV-Bilder sind zeilenweise geschrieben, sind insoferne prekär und verschieben sich ständig. Der Wunsch nach der Substantialität eines Bildes wird hier radikal düpiert. Aufgrund unterschiedlicher phänomenaler Oberflächen liegen unterschiedliche Betrachtungsweisen nahe. Das heißt aber nicht, dass Widerstand gegen diese Art des von bestimmten technischen Medien nahegelegten Sehens unmöglich ist.

medien & zeit: Wir danken für die Bereitschaft zu diesem Gespräch.

Prof. Dr. Karl SIEREK (1952)
ist Filmtheoretiker und Professor für Geschichte und Ästhetik der Medien an der Friedrich-Schiller-Universität Jena; Gastprofessuren in Salzburg, Berlin, Paris III. Letztes Buch: „Das Gesicht im Zeitalter des bewegten Bildes" (ed. gem. mit Christa Blümlinger), Wien, 2002.

„Barfußjournalismus" als Widerstand gegen die Taliban

Cheryl Benard, Edit Schlaffer

Als die Frauenorganisation RAWA[1] im Jahr 1977 in Kabul gegründet wurde, schien in Afghanistan die Morgenröte der Modernisierung angebrochen zu sein. Studentinnen und Studenten trafen sich in literarischen Zirkeln oder in politischen Gruppierungen, um über Demokratie und nationalen Fortschritt zu diskutieren, der König war reformfreudig, und das Land öffnete sich vorsichtig, aber stetig den Einflüssen der *großen weiten Welt.*

RAWAs Zeitschrift *Payam-e-Zan*, zu deutsch *Stimme der Frau*, passte in dieses hoffnungsfrohe Bild. Eine anspruchsvolle politische Zeitschrift, herausgegeben von Frauen! Das war eine Sensation, über die sich auch fortschrittlich denkende Männer freuten. Noch heute trifft man auf afghanische Männer, die sich an die frühen Jahre dieser Zeitschrift erinnern, sie sogar als die erste Quelle ihrer eigenen politischen Bildung nennen. Doch bald folgte der Niedergang. Der König wurde durch einen Kusin gestürzt, dann dieser per Staatsstreich abgesetzt. Das darauffolgende Regime gab sich blutigen Fraktionskämpfen hin (zwischen den rivalisierenden Gruppen Parcham und Khalq), bis schließlich die Sowjetunion einmarschierte, um ihre lokalen Stellvertreter gewaltsam an der Macht zu halten. Diesen Krieg gewannen, mit massiver westlicher Unterstützung, die sogenannten Mujahedeen, fundamentalistische Krieger, die sich vorübergehend als „Freiheitskämpfer" stilisierten. Kaum waren die Russen vertrieben und die Amerikaner zufrieden abgezogen, brach der Bürgerkrieg aus. Von 1992 bis 1996 regierte das Terrorregime der so genannten Nordallianz, und dann die Taliban …

Die Frauen von RAWA ereilte dasselbe Schicksal wie den Rest ihrer Bevölkerung – sie wurden Flüchtlinge. Im pakistanisch-afghanischen Grenzgebiet hielten sie inne und überlegten, wie sie unter diesen neuen katastrophalen Umständen noch einen Beitrag leisten konnten, und die Antwort war klar. Das einzige Gut, das RAWA besaß, war der gehobene Bildungsstand der Mitglieder. Das konnten sie mit den anderen Flüchtlingen teilen. Sie eröffneten kostenlose Schulen für Mädchen und Jungen, Spezialschulen für Waisenkinder mit angeschlossenem Heim und Alphabetisierungskurse für erwachsene Frauen. Für viele Flüchtlinge waren diese Angebote der einzige Lichtblick, das einzige verbleibende Fenster in eine größere und freiere Welt.

Ein junger Mann, der heute wieder in Afghanistan lebt, erinnert sich an seine erste Begegnung mit RAWA, in Form ihrer Zeitschrift.

> *Meine Familie war damals in den Iran geflüchtet. Die jehadis (Fundamentalisten) betrieben die Lager und auch die Schulen. Aber ein Freund von mir hatte von irgendwoher eine Ausgabe der RAWA Zeitschrift* Payam e Zan, *ich blätterte darin und las, dass afghanische Frauen in Pakistan eine Demonstration abgehalten hatten. Ich war sehr erstaunt. In meinem Umfeld, unter den jehadis, wurden Frauen total unterdrückt. Dass Frauen aktiv sein und sich sogar politisch betätigen konnten, war mir neu. Ich wollte mehr darüber wissen. In der Zeitschrift stand ihre Adresse, also schrieb ich ihnen einen Brief.*
>
> *Ehrlich gesagt, mein Brief war ziemlich frech. Ich stellte viele Fragen, und einige davon waren rein als Provokation gedacht. Aber im Antwortschreiben ging RAWA geduldig und vollständig auf alle meine Fragen ein. Diese Reaktion hat mich gleich für sie eingenommen. Es war ein solcher Kontrast zu dem, was ich in der Schule gewöhnt war. Bei den jehadis, da durfte man keine Fragen stellen. Sofort hieß es, du bist wohl ein Ungläubiger, du willst nur stören, und sie wurden sehr zornig. Aber RAWA schien gar nicht böse zu sein, wenn man Fragen stellte, im Gegenteil, sie luden mich ein, ruhig weiter zu fragen, soviel ich wollte.*

[1] Die Arbeit von RAWA ist einsehbar auf der Webseite http://www.rawa.org und ausführlicher beschrieben in: Cheryl Benard/Edit Schlaffer/Asifa Homayoun: *Die Politik ist ein wildes Tier. Afghanische Frauen kämpfen um ihre Zukunft.* Droemer Knaur 2002. Für aktuelle Unterstützungsmöglichkeiten siehe http://www.frauenohnegrenzen.org.

Dinge hinterfragen zu dürfen, sich eine eigene Meinung zu bilden, unterschiedliche Meinungen zu vertreten, ohne deshalb gleich in einen Kriegszustand zu verfallen – das sind Dinge, die Menschen in einer Zivilgesellschaft für selbstverständlich nehmen, die in Afghanistan aber über Jahrzehnte undenkbar waren.

Kurzfristig sollten sie noch undenkbarer werden – unter den Auspizien der Taliban war nicht bloß Demokratie, sondern auch jegliche Normalität suspendiert. Groteske Regeln verzerrten den Alltag, drakonische Strafen garantierten eine Herrschaft des Schreckens. Die Außenwelt, die ihren Blick längst auf andere Ziele gerichtet hatte, nahm das nicht so richtig wahr, sondern sah in der Taliban zunächst bloß eine übermäßig fromme, übermäßig traditionelle Regierung für ein an sich ja sehr frommes, traditionelles Land – also nicht wirklich beunruhigend.

Recherchen und Berichterstattung waren, selbst wenn das Interesse der Außenwelt vorhanden gewesen wäre, ohnehin kaum möglich. Afghanistan unter der Taliban war eine geschlossene Gesellschaft. Bloß eine Bevölkerungsgruppe konnte sich, paradoxerweise, dort relativ unbeachtet bewegen – die Frauen. Tief verhüllt und als menschliche Wesen kaum anerkannt, waren sie ohnehin bloß ein diffuser Schatten am Rande. Das nutzte RAWA, um Berichte und Dokumentationen aus dem gesamten Land zu sammeln. Ihre „Journalistinnen" waren meist Frauen, die erst vor kurzem einen Alphabetisierungskurs der RAWA besucht hatten. Ihre frischgewonnenen Kenntnisse stellten sie nun der Gruppe zur Verfügung, die ihnen den lebenslangen Traum erfüllt hatte, lesen und schreiben zu lernen. „Barfußärzte" nennt die Entwicklungshilfe jene Ortskräfte, Laien, die nach einer Intensivausbildung mit ihren medizinischen Grundkenntnissen im eigenen ländlichen Umfeld ihren MitbürgerInnen helfen. RAWA hat den Beruf der „Barfußjournalistin" erfunden. Flüchtlingsfrauen und Bäuerinnen, darunter viele Witwen, zogen unbemerkt in ihren *burqas* durch die Lande, interviewten Überlebende von Massakern, Angehörige von Taliban-Opfern, die Zivilbevölkerung in Kampfzonen. Und sie fotografierten. Ihre handgeschriebenen Berichte und Filmrollen wurden über die Grenze nach Pakistan geschmuggelt, entweder von Flüchtlingsfrauen mitgenommen oder von sympathisierenden männlichen Händlern in Teppichladungen gerollt oder in Gemüsekisten versteckt. In Pakistan wurde das Material dann auf die RAWA-Webseite[2] gegeben.

> Die Außenwelt sah in der Taliban zunächst bloß eine übermäßig fromme, übermäßig traditionelle Regierung.

Die Fotos wären auch dann unglaublich, wenn man die Umstände ihrer Entstehung wegdächte. Ein junger Talib, vielleicht ganze 15 Jahre alt, geht grinsend, glücklich die Straße entlang. Dabei schwenkt er, an Schnüren festgebunden, die soeben abgehackten Hände eines Menschen, dem die islamische Strafjustiz gerade eine Amputation verordnet hat. An die Konsequenzen, hätten er oder seine Freunde bemerkt, dass eine Frau mit einer unter ihrem Schleier verborgenen Kamera heimlich mitfilmte, möchte man gar nicht denken.

Das unmittelbare Publikum für RAWAs innovativen Journalismus waren jene Menschen dieser Welt, die sich für Menschenrechtsanliegen und für Frauenfragen interessieren. Sie stießen als erste auf die Webseite. Es entstanden Kooperationen nicht nur zwischen RAWA und Gruppen wie Human Rights Watch und Amnesty International, sondern auch zwischen RAWA und agilen Einzelpersonen. Künstlerinnen organisierten Benefizkonzerte, Autorinnen schrieben Theaterstücke, politische AktivistInnen bemühten sich, Druck auf ihre jeweiligen Regierungen auszuüben.

Aber die größte Wirkung erzielte RAWAs Journalismus durch Zufall. Eine englische Journalistin afghanischer Herkunft wollte einen Dokumentationsfilm drehen. RAWA stellte Filmmaterial zur Verfügung, das ihre Mitglieder heimlich gedreht hatten – Bilder von öffentlichen Talibanhinrichtungen auf einem Fußballfeld. Männer, die an Goal-Pfosten aufgehängt wurden, und jene Sequenz, in der ein Talibansoldat ganz lässig eine knieende, verschleierte Frau niederknallt. Diese Bilder, nach dem 11. September von *CNN* übernommen und in kurzen Abständen ausgestrahlt, hatten aber mehr als nur einen Schockeffekt. Die Engländerin interviewte den Taliban-Außenminister Wakil Ahmed Mutawakkil, der zynisch meinte, wenn es der Weltöffentlichkeit nicht gefiel, dass im Sportstadion hingerichtet wurde, könnten sie ja einen getrennten Exekutionsplatz spen-

[2] http://www.rawa.org.

den. Als just dieser Mutawakkil später versuchte, sich als „moderater Taliban, mit dem man zusammenarbeiten könnte, falls die radikale Spitze gestürzt würde" zu stilisieren, genügte diese Interviewsequenz, um die Absurdität dieses Vorschlags klarzumachen.

Im Lauf des Herbstes und Winters 2001 haben wir, in Kooperation mit RAWA, Interviews mit Flüchtlingen und mit afghanischen Männern und Frauen im Landesinneren von Afghanistan durchgeführt. Dazu gehörten Leute, die im Untergrund gegen die Taliban aktiv gewesen waren, und solche, die Geheimschulen betrieben und in ihrem Bezirk Stützpunkte für die Opposition gehalten hatten. Aber die vielleicht eindrucksvollsten Interviews waren für uns jene, die mit Frauen aus den Alphabetisierungskursen geführt wurden, Personen, die in einem vollkommen konservativen, hochtraditionellen Umfeld aufgewachsen waren. Lesen zu lernen war für viele von ihnen eine lebenslange Sehnsucht, an deren Erfüllung sie nicht mehr geglaubt hatten, bis eines Tages in der Nähe ihres Flüchtlingslagers ein RAWA-Kurs angeboten wurde.
Die Kurse haben acht Stufen. Eine unserer Interviewpartnerinnen vertraute uns an, dass sie – bei der dritten Stufe angelangt – beim Lesen von Zeitungen und Zeitschriften immer noch die Hilfe ihrer Lehrerin benötigte, um schwierigere Stellen zu entziffern. Doch das Ziel ihrer Bemühungen konnte sie bereits klar formulieren.
„Ich möchte", sagte die 48-jährige Nooria, „die Chance haben, viele verschiedene Dinge zu lesen und mir daraus eigene Ideen und eigene Meinungen über das Leben und über die Welt zu bilden."

Pluralismus, intuitiv erfasst von einer Frau, die von der Welt noch nicht einmal mehr sehen konnte als ein afghanisches Dorf und ein pakistanisches Lager – wer sich im abgebrühten westlichen Journalismus manchmal die Sinnfrage stellt, soll bloß an Nooria denken.

Dr. Cheryl BENARD (1953)
Politikwissenschaft.

Dr. Edit SCHLAFFER (1950)
Soziologie. Ko-Leiterin der Ludwig Boltzmann Forschungsstelle für Politik und zwischenmenschliche Beziehungen.

gemeinsame Forschungsthemen: Flüchtlinge, Demokratisierung, Frauen und soziale Entwicklung, Islam.
gemeinsame Publikationen: *Einsame Cowboys*. Kösel 2000; *Die Politik ist ein wildes Tier, Afghanische Frauen Kaempfen um ihre Zukunft*, Anfang März 2002 erschienen.

Korrespondentenbrief

Prof. Dr. Hans Bohrmann

Medien & Zeit 23. 1. 2002
hier: Ausgabe 4/2001

Sehr geehrte Damen und Herren,
Liebe Kolleginnen und Kollegen,

wie immer habe ich das neue Heft von „Medien & Zeit" mit Interesse gelesen. Ich finde auch gerade den Schwerpunkt Nachrichtenjournalismus ausgesprochen wichtig.

Dass ich Ihnen erstmalig schreibe ist durch den Artikel *Zur Entwicklung der Unparteilichkeitsmaxime im deutschen Journalismus* verursacht. Die dort angewandte Beweismethode scheint mir fragwürdig zu sein.

Die Autorin bezieht sich bei ihrer Behauptung, dass Unparteilichkeit als Berufsnorm für Journalisten schon seit dem ersten Jahrhundert periodischer Zeitungen zu gelten habe, auf Selbstaussagen. Ich habe Bedenken, dass diese Belege prinzipiell ausreichen können.

Unbestreitbar ist, dass die Inhaber journalistischer Berufsrollen immer wieder versichern, unparteilich berichten zu wollen oder nur das weiterzugeben, was sie selbst gehört, gesehen oder von anderen berichtet bekommen haben; in älteren und jüngeren Zeitungsbänden kann man aber nachlesen, dass die Inanspruchnahme dieser Maxime keineswegs in jedem Fall bedeutet, dass in einem wie auch immer definierten Sinne unparteilich berichtet wird. In einer Zeit, die mit Hilfe wissenssoziologischer Verfahren in der Lage ist Einblick in die Perspektivität menschlichen Wissens zu erlangen, berührt das Vertrauen ihrer Autorin in solche Selbstaussagen eigenartig. Vielfach entsteht doch der Eindruck, dass Unparteilichkeit als Wert in Anspruch genommen wird, ohne dass dieser Anspruch eingelöst wird. Mit den Quellenbelegen, die die Autorin aufzeigt, lässt sich diese Differenz nicht einmal benennen, geschweige denn auflösen.

Mit freundlichen Grüßen
Hans Bohrmann

Erratum

medien & zeit, Ausgabe 2-3/2002, Seite 56

Handlungsweisen im NS-Regime und danach

	Subjektiver Handlungssinn	Funktionalität, Reaktion des Regimes	Diskontinuität	Kontinuität
1. Totale Konformität	☐ bedingungslose Identifikation ☐ Bereitschaft zu Verbrechen	☐ höchster Nutzen ☐ höchste Belohnung	☐ selbstkritisches Bekenntnis ☐ schwer	☐ Festhalten an der Ideologie ☐ Leugnen von Verbrechen
2. Ideologische Konformität	☐ Identifikation ☐ keine Bereitschaft zu Straftaten ☐ im NS widersprüchlich	☐ hoher Nutzen ☐ Belohnung	☐ selbstkritisches Bekenntnis ☐ relativ leicht	☐ Festhalten an der Ideologie
3. Opportunismus	☐ eigene Erfolgsziele ☐ Zugeständnisse ☐ Distanz zum NS	☐ hoher Nutzen ☐ Belohnung	☐ selbstkritisches Bekenntnis ☐ besonders schwer	☐ Schutzbehauptungen ☐ Anspruch auf Opposition
4. Normales Alltagshandeln	☐ ohne Bezug auf NS-Regime	☐ Nutzen ☐ keine Sanktion	☐ selbstkritische Einsicht in den Nutzen ☐ Lernprozesse	☐ keine Lernprozesse
5. Opposition	☐ Dekonstruktion des Regimes ☐ persönliche Risikobereitschaft	☐ Schaden ☐ wenig Nutzen ☐ (harte) Sanktion	☐ Fortsetzung der Kritik am NS ☐ Modifikation	☐ Abbruch der Kritik am NS ☐ Ritualisierung
6. Emigration	☐ physisches Verlassen des NS-Regimes ☐ kritische Reaktion	☐ Nutzen ☐ Schaden	☐ Rückkehr ☐ Beteiligung am demokratischen Aufbau	
7. Innere Emigration	☐ Vorenthalten eigener Qualifikation	☐ Nutzen ☐ Schaden ☐ keine Sanktion	☐ Beteiligung am demokratischen Aufbau	

© Prof. Dr. Horst Pöttker, University of Iowa

Rezensionen

NORBERT KUTSCHERA: *Fernsehen im Kontext jugendlicher Lebenswelten. Eine Studie zur Medienrezeption Jugendlicher auf der Grundlage des Ansatzes der kontextuellen Mediatisation.* München: KoPäd Verlag (KoPäd Hochschulschriften) 2001, 560 Seiten.

„Medien wirken." Der lakonische Einstieg in die Thematik deutet an, dass so viel seit langem klar ist, jede weitere Erkenntnis jedoch fundierter theoretischer und empirischer Forschung bedarf und besonders bei der Übertragung in die Praxis nochmals auf dem Prüfstand steht. In Anlehnung daran gliedert sich der Band in drei Teile:
Am Beginn steht ein historischer Abriss der Medienwirkungsforschung beziehungsweise deren Entwicklung in Richtung einer an der Rezipientin orientierten Medienrezeptionsforschung. Hauptanliegen dieses ersten, theoretischen Teils ist eine Bestandsaufnahme vor allem qualitativer Forschungsansätze in diesem Bereich – sowohl im deutschsprachigen Raum als auch international – sowie deren teilweise Überführung und Integration in den neu entstehenden Ansatz der kontextuellen Mediatisation.

In einem ebenso ausführlichen empirischen Teil wird die im Titel genannte empirisch-hermeneutische Studie vorgestellt, die die Medien- (und vor allem die Fernseh-)Rezeption Jugendlicher vor deren soziokulturellem Hintergrund untersucht. Wesentlich ist dabei eine Rückführung der Ergebnisse auf die für den Ansatz der kontextuelle Mediatisation grundlegenden drei Kompetenz-Ebenen der Rezeption, nämlich die szenische, die textuelle und die kontextuelle Rezeptionskompetenz. Während „(Medien)-Schemata und handlungsleitende Themen das ‚Was' der Aneignung bestimmen", sind diese nämlich maßgeblich für das „‚Wie' der Aneignung" (S. 457).

Hier hakt auch der letzte, praktische Teil ein. Da sich die Anwendung dieses Ansatzes nicht auf deskriptive Ergebnisse beschränkt, sollen auch Erklärungsmuster angeboten werden, die wiederum für aktuelle Fragen der Medienerziehung (konkret für das Konzept der Medienerziehung in Bayern) relevant und dienlich sein können.

Wesentlich für den in diesem Werk sowohl theoretisch als auch praktisch dargebotenen Ansatz der kontextuellen Mediatisation ist die Verbindung von quantitativen und qualitativen Methoden, wobei neu ist, dass gerade „die Mediennutzungs- und Medienrezeptionsweisen von Rezipienten(gruppen) den Methodenwechsel begründen" (S. 17). Mit dem Begriff „kontextuell" wird auf die Vielschichtigkeit des Kontextes hingewiesen, dessen genaue Beachtung charakteristisch für viele rezipientenorientierte Forschungsmodelle ist. Unter Zusammenfassung aller Kontexte ergibt sich schließlich ein Bild des Rezipienten und seiner Aneignungsweisen und -kompetenzen, das nicht mehr nur vor einem spezifischen Lebenskontext betrachtet werden kann, sondern den „Zusammenhang mit seiner Lebenswelt widerspiegelt" (S. 216). Das Kunstwort der „Mediatisation" vereint die Begriffe „Mediatisierung" und „Sozialisation", wodurch ersichtlich wird, dass als Basis sowohl kommunikationswissenschaftliche als auch sozialwissenschaftlich orientierte medienpädagogische Theorien gedient haben.

Interessant und bemerkenswert an der Darstellungsweise dieses Ansatzes sowie an dem Ansatz selbst ist der ehrliche (weil sofort in die Praxis umgesetzte) Versuch, die Stränge, die sich in der Geschichte der Rezeptionsforschung formiert haben, zu verfolgen, an vielen Stellen aufzunehmen und weiterzuentwickeln, und nicht in einer leider nicht unüblichen Praxis Altes einfach neu zu benennen. Auch methodisch deutet das Bekenntnis zur Triangulation (also zu integrativem Pluralismus, was Wissenschaftsdisziplinen, ForscherInnen oder eben Methoden betrifft) darauf hin, dass nicht nach einer sich selbst bestätigenden Theorie, sondern nach umsetzbarem Erkenntnisgewinn gestrebt wird. Dadurch und ebenso durch die Einbeziehung von sehr unterschiedlichen Elementen, was die Traditionen betrifft, in denen sie stehen, auch durch die Beachtung der Theorienbildung im nicht deutschsprachigen Raum, ist hier ein sehr offenes Modell im Entstehen begriffen, das zwar viel Angriffsfläche bietet, die man aber fairerweise eher zu konstruktiver (im Sinne von mit-bauender) Kritik nutzen sollte, als zu dem sprichwörtlichen Gackern, wenn andere Eier legen.

Man kommt allerdings nicht darum herum, vor allem angesichts der postulierten Interdisziplinarität, jeglichen Bezug zu den wissenschaftlichen Wurzeln des in diesem Band so zentralen Begriffes der „Lebenswelt" zu vermissen, zumal die Husserl'sche Phänomenologie zwar möglicher-

weise als sperrig bezeichnet werden könnte, deren Weiterführung in Frankreich und in Deutschland allerdings in viele Konzepte gemündet hat, die gerade auch in Bezug auf die innerhalb der kontextuellen Mediatisation angesprochene Wahrnehmungsproblematik mit Sicherheit einen Beitrag leisten könnten.

Bettina Brixa

JÜRG HÄUSERMANN (HG.) *Inszeniertes Charisma. Medien und Persönlichkeit* (Medien in Forschung + Unterricht: Ser. A; Bd. 50). Tübingen: Niemeyer, 2001, 160 S.

Martin Luther King, Marilyn Monroe und Diana Spencer wurde es ebenso zugeschrieben, wie Madonna und Michael Jackson: Charisma.

Mit „Charisma" werden im umgangssprachlichen Gebrauch oft die nicht näher definierbaren Eigenschaften bezeichnet, die es Menschen ermöglicht, andere in ihren Bann zu ziehen und dabei den Eindruck einer „einmaligen, authentischen Persönlichkeit" (S. 1) zu hinterlassen. Der schillernde Begriff dient dem Herausgeber als „Leitmotiv" für den Sammelband, den er aber auch mit „Medien und Persönlichkeit" (S. 1) umschreibt, da sich ein Großteil der Beiträge besonders mit der Inszenierung von Menschen unter den Bedingungen der modernen Massenmedien beschäftigt. „Ausgangspunkt zu diesem Buch war die Vorstellung, dass die Medien eine Persönlichkeit so wirksam zu konstruieren vermögen, dass zuerst über diese Inszenierung zu reden sei." (S. 2)

Inszeniertes Charisma ist nach Jürg Häusermann „Charisma in einem sekundären Sinn"; es wird nicht mehr als soziale Erscheinung, also etwa als Ausprägung von Herrschaft, wie bei Max Weber, verstanden, „sondern als Phänomen einer Medienbotschaft" (S. 7). Die Person wird dabei nicht von ihrer medialen Erscheinung losgelöst. Ob „eine Medienperson auch über nicht inszeniertes Charisma verfügt, ist schwer zu eruieren und kaum relevant" (S. 9).
Die AutorInnen der einzelnen Artikel nähern sich dem Thema von sehr unterschiedlichen Seiten.
Hartmut Gabler meint beispielsweise in seinem Beitrag „Charismatische Persönlichkeiten im Sport – inszeniert oder authentisch?", durch die Impression-Management-Theorie sei erkannt worden, dass Personen versuchen, das Bild, das man von ihnen erhalten soll, situationsbezogen zu kontrollieren; das heißt auch, „dass Sportler sich im sportbezogenen Kontext bemühen, ein sportliches Image zu vermitteln" (S. 13). Seiner Meinung nach sind charismatische Persönlichkeiten von Stars und Populisten zu unterscheiden, da erstere über eine „besondere", eher ungewollte Ausstrahlung verfügen, die ihre emotionale Wirkung ausmacht. Dagegen versuchen Populisten diese Wirkung dadurch zu erzielen, dass sie sich dem Zeitgeist und den Bedingungen der Rezipienten anpassen. „Populisten können vor allem dort gezielt ihre Wirkung erzielen, wo ihre (eigentlichen) Fähigkeiten und Leistungen schwer einschätzbar sind (was für den Sport nicht zutrifft)." (S. 27) Aus dieser Sicht kommt Gabler zu dem Schluss, dass es überall dort, wo es um authentische Leistungen geht, kein „künstliches", durch Medien inszeniertes Charisma gibt. Die Medien bereiten hier charismatischen Persönlichkeiten vielmehr die Bühne, auf der sie sich in Szene setzen können.

Ein viel engeres Verhältnis zwischen Medien und Persönlichkeiten attestiert Hans Norbert Janowski in seinem Beitrag „Charisma? Die Rolle der Person in den Medien". Er sieht in der Figur des Anchorman „in der unübersichtlichen Welt der bewegten Bilder, der unzusammenhängenden Ereignisse und des Geschwätzes ein[en] Garant für Authentizität, Glaubwürdigkeit und Zusammenhang" (S. 45). Es ist die Person im Medium, die Vertrauen erweckt und zugleich die Aufmerksamkeit für die Unterscheidung von Realität und Fiktion wach hält. Um jedoch dies zu leisten, d.h. der Spannung zwischen Authentizität und Professionalität standzuhalten, bedarf es eines Charismas im Sinne Max Webers. Dieses Charisma wird dabei aber auch durchkreuzt: „Das Außergewöhnliche besteht beim Medium im Charisma der geselligen Nähe und der menschlichen Zuwendung und Vergleichbarkeit" (S. 51). Die Selbstinszenierung bringt aber das Charisma der Nähe und professionellen Authentizität auch häufig um seine Wirkung.

Ute Bechdolf wiederum entdeckt in ihrem Artikel „Weibliches Charisma? Marlene, Marilyn und Madonna als Heldinnen der Popkultur" ein krasses Ungleichgewicht bei der alltagssprachlichen Zuschreibung von Charisma an Männer und Frauen. So fand sie beispielsweise 1998 bei der Suche nach dem Stichwort Charisma in der Internet –Suchmaschine Alta Vista zwar über 24.000 Nennungen; Frauen waren in dieser Charisma-Hitliste aber weit abgeschlagen. So kam beispiels-

weise James Dean der erste Platz mit 6.904 Treffern zu, gefolgt von Micheal Jackson (6155) und Nelson Mandela (1.594). Platz 1 bei der weiblichen Trefferliste kam mit lediglich 974 Treffern Lady Diana zu, gefolgt von Marilyn Monroe (823) und Mutter Teresa (753). Zu ähnlich ungleichen Verhältnissen kam die Autorin auch bei quantitativen Bestandsaufnahmen in Tageszeitungen. Bechdolf kommt in ihrem Beitrag zu dem Schluss, dass Ausstrahlung bei Frauen im Gegensatz zu Männern oft an ihrer körperlichen Erscheinung festgemacht ist und mit Bezeichnungen wie Aura, Charme, Attraktivität, Sex-Appeal etc. zum Ausdruck kommt. Die drei weiblichen Persönlichkeiten allerdings, denen ausdrücklich Charisma zugesprochen wird (Marlene Dietrich, Marilyn Monroe und Madonna) „inszenieren Weiblichkeit und transzendieren sie gleichzeitig. [... A]lle drei können als autonome Persönlichkeiten bezeichnet werden, die in gewisser Weise sogar androgyne Qualitäten besitzen" (S. 43). Genau das hebt sie aber aus dem alltäglichen „Entweder-Oder", in dem nach männlich und weiblich sortiert wird, heraus. Die Autorin meint abschließend, dass der Charisma-Begriff noch stärker als bisher hinterfragt werden muss, da Frauen bis auf wenige Ausnahmen aus dieser Definition ausgeschlossen sind. So „trägt die unkritische Verwendung des Begriffs dazu bei, die ungleichen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern immer wieder neu herzustellen" (S. 43).

Die einzelnen Beiträge des Sammelbandes sind sowohl hinsichtlich ihrer Qualität als auch ihrer thematischen Herangehensweise sehr unterschiedlich. In den meisten Arbeiten zeigt sich immer wieder, wie schwer es ist, einen so unscharfen Begriff wie „Charisma" wissenschaftlich festzumachen und einer „medienwissenschaftlichen" Betrachtung zu unterziehen. Schlussendlich kommt auch die vorliegende Publikation nicht ohne einen Rest des Unerklärlichen aus.

Damit kann man mit dem Herausgeber zu dem ebenso simplen wie einsichtigen Schluss kommen: „Vielleicht ist es so, dass wir uns auch in einer von den Medien beherrschten Welt die Faszination für besondere Persönlichkeiten nicht nehmen lassen wollen – auch wenn wir dieser Persönlichkeit nie außerhalb des Mediums begegnen werden." (S. 9)

Peter H. Karall

Guntram Geser, Armin Loacker: *Die Stadt ohne Juden. Edition Film und Text 3.* Wien: Filmarchiv Austria 2000, 487 Seiten.

Österreich – ein bedeutendes Land des internationalen Filmwesens? Wien – Stätte von Filmstudios, die zu den europaweit größten und bestausgestatteten gehören? Der österreichische Film – ein Exportschlager?

Was heute trotz der jüngsten Erfolge österreichischer Regisseure wie Michael Haneke oder Ulrich Seidl bei internationalen Filmfestivals und angesichts einer von der freiheitlich/christlichsozialen Bundesregierung per Nulldefizit-Politik begründeten Förderunwilligkeit für den österreichischen Film undenkbar scheint, war in den frühen 1920er Jahren Realität: „Die Inflation der Nachkriegsjahre hatte der gesamten Filmwirtschaft in Österreich einen kräftigen Entwicklungsschub gebracht, da einerseits im Inland viel Geld vorhanden war, das rasch umgeschlagen werden musste, andererseits mit den Filmen in Ländern mit Hartwährungen gutes Geld hereingespielt werden konnte."' (S. 57) Das österreichische Filmwunder, das sich bereits mit der Geldwertstabilisierung 1923 seinem Ende zuneigte, brachte 1924 trotz des sich abzeichnenden Zusammenbruchs der österreichischen Filmherstellung den Spielfilm *Die Stadt ohne Juden*, nach dem gleichnamigen Erfolgsroman von Hugo Bettauer, hervor. Der erwartete nationale und internationale Erfolg blieb allerdings aus: Nach einer missglückten Premiere in Wien im Juli 1924 gab es nach der ersten Spielwoche noch weitere vereinzelte Aufführungen bis Oktober 1924 (S. 133), im Jahr 1926 fiel der Film bei der Berliner Premiere durch (S. 133 ff) und wurde schließlich „1933 in Amsterdam als Signal gegen die Ereignisse in Hitlerdeutschland aufgeführt" (S.19). Seither galt der Film als verschollen und erst 1991 wurde die Amsterdamer Kopie wiederentdeckt. Nach der Restaurierung ist die rekonstruierte Fassung nunmehr auf VHS-Videokassette mit Begleitband als Ausgabe 3 der *Edition Film und Text* wieder zugänglich.

Der Film wurde sorgfältig – optisch-chemisch sowie digital speziell für die Videoedition – restauriert und mit einer neukomponierten Musikbegleitung versehen. Das gerettete Filmmaterial umfasst nur mehr zwei Drittel des 1924 vor der Wiener Zensurbehörde gezeigten Films. Gerade durch die Nichtvollständigkeit des Mate-

rials ergibt sich bei der Betrachtung eine besondere Art der Authentizität, da der Film schon bei seiner Uraufführung durch die Vorführung von hastig produzierten, zu dunkel belichteten Vorführkopien entstellt war; diesem Mangel wurde von den Kinobesitzern nach der Premiere dadurch abgeholfen, dass sie „die allzu dunklen Stellen ohne Rücksicht auf logischen Zusammenhang und Aufbau des Sujets" herausschnitten (S. 118) – ein Umstand, der wahrscheinlich auch zum Misserfolg des Films beigetragen hat. Daher bezeichnete schon der Regisseur des Films, Hans Karl Breslauer, *Die Stadt ohne Juden* als „Torso", und die Herausgeber des Begleitbands fügen hinzu: Es sei ein „vielschichtiger Torso, der zu Annäherungen aus den verschiedensten Blickwinkeln einlädt". Wie aber sind diese Annäherungen gelungen?

Die Stadt ohne Juden fordert als einer der wenigen österreichischen „Tendenzfilme" („Filme, die Themen behandelten, die in der Gesellschaft kontroversiell diskutiert wurden", S. 19) immer noch zur Auseinandersetzung auf. Nicht jedoch zur Auseinandersetzung mit dem leidvoll von der Geschichte überholten zugrundeliegenden Thema, das Hugo Bettauer folgendermaßen umriss: „[...] wie dieses Wien sich wohl entwickeln würde, wenn die Juden tatsächlich einmal der höflichen Aufforderung – ‚Hinaus mit den Juden!' – folgten und die Stadt verließen." (S.106); sondern vielmehr mit seinem Zugang zu diesem Thema und der Ursache der von Bettauer aus heutiger Sicht geradezu gespenstisch-verharmlosend ironisierten Forderung. Die Aufsätze im Begleitband behandeln dementsprechend nicht nur theoretische Grundlagen und praktische Durchführung von Filmrestaurierung und -rekonstruktion oder die genauen Umstände der Entstehung dieses Films. Nein, auch dem gesellschaftlichen Umfeld, in dem der vom Film und vom Roman behandelte Antisemitismus wurzelt(e), wird breiter Raum gegeben. Die Spanne der 22 Essays der bis dahin umfangreichsten Publikation der *Edition Film und Text* reicht von einer Rezeptionsstudie Murray G. Halls über eine qualitative Untersuchung der vom Film reproduzierten Klischees über Juden von Michael Kitzberger bis zu einer Einschätzung der Lage jüdischer Kriegsflüchtlinge in Wien von 1914–1924 von Beatrix Hoffmann-Holter, um nur einige Beispiele zu nennen. Der über 40 Seiten lange Abschnitt „Biografisches zu den Filmschaffenden sowie Haupt- und Nebendarstellern von *Die Stadt ohne Juden*" hat leider über weite Strecken zu sehr Programmheftcharakter: Die auf der linken Buchseite abgebildeten Portraitfotos der jeweiligen Mitwirkenden werden durch je ein kurzes Curriculum auf der rechten Buchseite ergänzt, in dem leider allzuoft jeglicher Hinweis auf den speziellen Bezug der besprochenen Person zum Film *Die Stadt ohne Juden* bzw. dessen Thematik fehlt. Wo solche Hinweise allerdings aufscheinen, deuten sie die künstlerische Zwiespältigkeit des Films an: So trat etwa der Regisseur von *Die Stadt ohne Juden*, Hans Karl Breslauer, 1940 der NSDAP bei (S. 171), während die Drehbuchautorin Ida Jenbach 1941 „in die Todesmaschinerie der Nazis" geriet, nach Minsk deportiert wurde und seither als vermisst gilt (S. 175).

Die Stadt ohne Juden war kein politischer Agitationsfilm, keine grelle Satire, sondern „Film als industrielles Produkt" (S. 30), der als technisch aufwändiges und damit teures Werk den selbstverständlichen Zwängen ökonomischer Rentabilität unterworfen war. Daher der Versuch, einerseits Bettauers provokanten und somit publikumswirksamen Roman zu verfilmen, andererseits der Verfilmung „eine Gestaltung zu geben, die nirgends Anstoß erregen wird" (S. 420). Dieser Versuch erbrachte entgegen der ursprünglichen Intention einerseits ein künstlerisch inhomogenes Werk, andererseits dennoch die befürchteten Proteste von Hakenkreuzlern gegen den Film (S. 128ff). Trotz gestalterischer Schwächen weist der Film jedoch starke Momente auf. Besonders eindrucksvoll ist die Schlussszene der restaurierten Version: Hans Moser als Antisemit im eigenen Alptraum gefangen – in einer expressionistisch mit Davidsternen ausgestatteten psychiatrischen Zelle versucht er ruhelos den überall angebrachten Symbolen auszuweichen. Getrieben von irrationaler Angst – denn die Sterne tun dem Protagonisten ja nichts – zeichnet die von Moser mit überzeugend sparsam eingesetzten Ausdrucksmitteln dargestellte Figur ein beklemmendes Bild des antisemitischen Wahns.

Insgesamt ist die Publikation der gelungene Versuch einer Rekonstruktion von *Die Stadt ohne Juden*, der Produktionsbedingungen, Wirkungsgeschichte, ästhetische Elemente und gesellschaftliches Umfeld des Films umfassend behandelt. Erst nach der Lektüre des Begleitbandes wird man die restaurierte Videofassung dieses trotz aller künstlerischen Schwächen klassischen österreichischen „Zeitfilms" (S. 278) richtig einschätzen können.

Gerhard Hajicsek

medien & zeit

Jahres-register 2001

JAHRESREGISTER 2001 *medien & zeit*

Arnulf Kutsch / Stefanie Averbeck (Hrsg.):
Karl Jäger: Mitteilung statt Medium. Probleme, Methoden und Gegenstände der publizistischen Wissenschaft. München: Verlag Reinhard Fischer 2000 (Silvia N a d j i v a n) **1**, 63-64

Mike Sandbothe / Winfried Marotzki (Hrsg.):
Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundlagenprobleme virtueller Welten. Köln: Herbert von Halem Verlag 2000 (Bettina B r i x a) **3**, 71-72

Stefan Wolfinger:
Von Karl Marx bis Carl Barks. Comics und Geschichte. Neue Aspekte in Kultur- und Kommunikationswissenschaft. Bd. 15. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag 1999 (Peter H. K a r a l l) **3**, 66-67

Redaktion

Heft 1:
Eszter B o k o r , Wolfgang D u c h k o w i t s c h , Gerhard H a j i c s e k , Silvia N a d j i v a n , Ruth S t i f t e r

Heft 2:
Wolfgang D u c h k o w i t s c h , Gerhard H a j i c s e k , Wolfgang P e n s o l d , Ruth S t i f t e r , Herwig W a l i t s c h

Heft 3:
Bettina B r i x a , Gerhard H a j i c s e k , Peter H. K a r a l l

Heft 4:
Edith D ö r f l e r , Silvia N a d j i v a n , Ruth S t i f t e r , Margit W o l f s b e r g e r

Autorinnen- und Autorenregister

Franz J. Bautz **1**, 29-34
Markus Behmer **1**, 4-9
Mila Francisca Bongco **3**, 14-21
Oliver Boyd-Barret **4**, 38-45
Tanja Busse **1**, 19-28
Paolo Caneppele **2**, 22-34
Pierre Christin **3**, 31-42
Wolfgang Eichhorn **1**, 10-18
Wolfgang Duchkowitsch **4**, 4-8
Thomas Fillitz **3**, 22-30
Johann P. Fritz **4**, 49-52
Eckart Früh **3**,64-65
Dietrich Grünewald **3**, 4-13
Herbert Hrachovec **3**, 43-50
Peter H. Karall **1**, 48-60
Gerhard Kubik **1**, 42-47
Walter Lindner **3**, 51-63
Stephen H. Miller **4**, 46
Frank Möller **1**, 35-41
Michael Nelson **4**, 47-48
Wolfgang Pensold **2**, 4-21; **4**, 19-31
Philomen Schönhagen **4**, 9-18
Terhi Rantanen **4**, 38-45
Herwig Walitsch **2**, 48-67
Jürgen Wilke **4**, 32-37
Katharina Würtinger **2**, 35-47

Philomen Schönhagen:
Zur Entwicklung der Unparteilichkeitsmaxime
im deutschen Journalismus **4**, 9-18

Herwig Walitsch:
Multiplicatio imaginorum. Bildmedien nach 1800 ..... **2**, 48-67

Jürgen Wilke:
Nachrichtenwerte im Wandel? Über den alliierten Einfluß auf den
Nachrkriegsjournalismus **4**, 32-37

Katharina Würtinger:
Vom Kinematographen bis zu den „Anfängen" Hollywoods **2**, 35-47

Notizen

Eckart Früh:
Spuren und Überbleibsel: Anton Winkelöfer **3**, 64-65

Michael Nelson:
Portrait: Alfred Geiringer **4**, 47-48

Stephen H. Miller:
Portrait: Kent Cooper – News Visionary **4**, 46

Zeitdokumente

Pierre Christin:
„...façonner la façon même..." – Die Gestalt selbst gestalten
(Im Gespräch mit Bettina Brixa und Peter H. Karall) **3**, 31-42

Johann P. Fritz:
„Networking ist das Geheimnis unserer Arbeit"
(Im Gespräch mit Edith Dörfler und Silvia Nadjivan) **4**, 49-52

Rezensionen

Jörg Jochen Berns:
Film vor dem Film: Bewegende und bewegliche Bilder als Mittel der
Imaginationssteuerung in Mittelalter und Früher Neuzeit.
Marburg: Jonas-Verlag 2000 (Margit Wolfsberger) **3**, 70-71

Rainer Burger:
Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von
vier Epochen deutscher Geschichte. Münster: LIT Verlag 1999
(Dietrich Schwarkopf) **1**, 61-63

Dietrich Grünewald:
Comics (Grundlagen der Medienkommunikation Band 8).
Tübingen: Niemeyer 2000 (Bettina Brixa) **2**, 68

Hannes Haas:
Empirischer Journalismus. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit.
Wien; Köln; Weimar: Böhlau Verlag 1999 (Walter Hömberg) **4**, 53-56

Scott McCloud:
Understanding Comics. The Invisible Art. New York:
Harper Perennial 1994 (Gerhard Hajicsek) **3**, 67-70

Scott McCloud:
Reinventing Comics. How Imagination and Technology are Revolutioning an
Art Form. New York: Harper Perennial 2000 (Gerhard Hajicsek) ... **3**, 67-70

Beiträge

Franz J. Bautz:
Perspektiven ins Jahr 2000. Ein Rückblick auf eine Hörfunkreihe zum Jahreswechsel 1979/80 ..... **1**, 29-34

Markus Behmer:
Rückblich auf den Ausblick auf den Fortschritt. Das Millenium als Medienthema – und als Tagungsthema **1**, 4-9

Mila Francisca Bongco:
On the Language of Comics and the Reading Process **3**, 14-21

Tanja Busse:
Die Banalität der späten Zahl. Der Jahreswechsel 1998/99 als Anlaß zu apokalyptischer Spekulation in Zeitung und Film **1**, 19-28

Paolo Caneppele:
Beschnittene Schaulust. Entstehung und Entwicklung der Filmzensur in Österreich. Ein Abriß (1900-1938) **2**, 22-34

Wolfgang Duchkowitsch:
Gute und schlechte Erinnerungen des Herrn „Z". Eine beschauliche Zeitreise durch die Geschichte der institutionellen Nachrichtenvermittlung in Wien von 1621 bis 1851 ..... **4**, 4-8

Wolfgang Eichhorn:
Die Macht der Zahlen und die Ohnmacht der Vernunft **1**, 10-18

Thomas Fillitz:
Populärkultur und Kongo. Zwischen der Bande Dessinée von Hergé und den Bildern von Chéri Samba **3**, 22-30

Dietrich Grünewald:
Comics und das Prinzip Bildgeschichte. Zur Theorie der Bildgeschichte als eigenständiger Kunstform **3**, 4-13

Herbert Hrachovec:
Comics zum Bosnienkrieg **3**, 43-50

Peter H. Karall:
Konstruktionen des „Fremden". Zwei Ansätze zur Untersuchung eines diffusen Phänomens **1**, 48-60

Gerhard Kubik:
Ein Groer-Witz. Gedanken in Anlehnung an Sigmund Freud's „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten" **1**, 42-47

Walter Lindner:
„Im Eise der Grundrechte". Die Karikaturensammlung des Instituts für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund zur Revolution 1848/49 in Deutschland als Fundgrube für die Auseinandersetzung mit der Zensur ... **3**, 51-63

Frank Möller:
Die Jahrhundertwende 1900 als historisches Thema **1**, 35-41

Wolfgang Pensold:
Krieg und Kamera. Skizzen zum NS-Kriegsfilm **2**, 4-21

Wolfgang Pensold:
Amtlicherseits wird gemeldet ... . Zur Geschichte regierungsnaher Nachrichtenbüros in Österreich **4**, 19-31

Terhi Rantanen / Oliver Boyd-Barret:
State News Agencies: A Time for Re-Evaluation? **4**, 38-45

Publizistik-Shop

Ein Buch-Shop des WUV

Publizistik-Shop
1180 Wien
Kutschkergasse 23
Tel.: 407 77 80

Öffnungszeiten
Mo – Fr 9.30 bis 17 Uhr

Willkommen in der Welt des Wissens

Fachbücher und Skripten

- Rezeptionsforschung
- Journalismus
- Radio
- Film und Fernsehen
- Neue Medien
- Medien allgemein
- PR und Werbung
- Medienpädagogik
- Technologie und Ökologie
- Recht
- Information und Dokumentation
- Kultur und Cultural Studies
- Gender
- Theorie
- Philosophie und Semiotik
- Medienpsychologie

Copycards
Mit *einer* WUV | Copycard kannst Du sämtliche Kopiergeräte am Institut sowie 200 weitere in ganz Wien (z. B. an der UB) benutzen.

NEUERSCHEINUNG

Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.)

Die österreichische NS-Presse 1918–1933

Bestandsaufnahme und Dokumentation

Bis zuletzt konzentrierte sich die kommunikationshistorische Forschung bei der Betrachtung der österreichischen NS-Presse weitgehend auf die Jahre 1933 bis 1945.
Dabei existierte schon lange vor dem Verbot der NSDAP in Österreich im Juni 1933 bzw. vor dem „Anschluß" im März 1938 eine Vielzahl von nationalsozialistischen Zeitungen und Zeitschriften in Österreich, reichen doch die Wurzeln des Nationalsozialismus bis in die österreichisch-ungarische Monarchie zurück.
Das vorliegende Buch ist die erste systematische Bestandsaufnahme der NS-Zeitungen und -Zeitschriften in Österreich von 1918 bis 1933 vor dem Hintergrund der österreichischen NS-Parteigeschichte und -Pressepolitik. Damit stellt es eine unverzichtbare Quellensammlung für künftige Forschungen auf diesem Gebiet dar.

Schriften des Ludwig Boltzmann Instituts für neuere österreichische Kommunikationsgeschichte, Band 2

316 Seiten, brosch., illustr., Euro 17,44 (ATS 240,–)
Wien: Literas Universitätsverlag, 2001
ISBN 3-85249-172-8

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit
A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1090 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien